

Uwe von Bescherer

## **Die Geschichte der waffenlosen Kampfkunst**

### **Vorwort**

Wenn jemand mehrere Jahre waffenlose Kampfkunst betreibt, kommt er über kurz oder lang in eine Motivationskrise. Die anfängliche Begeisterung für das Erlernen von Selbstverteidigungsqualitäten verebbt in der Sicherheit, sich im Alltagsleben relativ gut behaupten zu können. Warum also weiter machen mit der Kampfkunst?

Jeder Kampfkünstler wird auf seiner Laufbahn immer wieder mit dem Begriff „DO“ konfrontiert. „DO“ ist ein japanisches Wort und bedeutet „Weg“. Viele Stilarten (Judo, Aikido, TaeKwonDo etc.) schmücken sich gern mit diesem Beiwerk. Mit „DO“ soll eine Art philosophischer Sinnzusammenhang eingebracht werden, der weit über das sportliche Treiben hinausweisend dem menschlichen Leben einen asiatisch entlehnten, edlen Halt bietet.

Aber welche Inhalte geben „DO“ – dem WEG, seine Farben, welche Konturen machen ihn greifbar, und was hat Kampfsport mit dem Sinn des Lebens zu tun? Wer in Europa Fragen stellt, erhält gerade von qualifiziert-kompetenter Seite, den „Meistern“ ihres jeweiligen Kampfsportfachs, seltsame und unklare Antworten. „DO – der Weg“ verbirgt sich in einer geheimnisvoll dunklen und nebulösen Sphäre von Andeutungen und Ahnungen. Hier scheint es sich wohl zu fühlen und schillert in abenteuerlichen Phantasiebildern.

Das vorliegende Konzept macht sich auf die Suche nach den Zusammenhängen von waffenloser Kampfkunst, Kampfsport und DO und stößt dabei in der Geschichte. Geschichte ist nicht schlicht Vergangenheit, sondern die angeeignete Vergangenheit. Und sie ist Spurensuche von der Vergangenheit über die Gegenwart bis in die Zukunft. Auf dieser Suche tauchen wir ein in die Tiefen vergangener Zeiten und besuchen fast vergessene historische Schauplätze.

Europa hat seine eigene Geschichte des Kämpfens, auch die des waffenlosen Kämpfens. In der kriegerischen Welt der alten Griechen zeigt sich, wie das erste olympische Feuer entflammte und der „Sport“-Gedanke gefeiert sein Haupt erhob. Im römischen Kolosseum wird er den Löwen zum Fraß vorgeworfen, verschwindet lange in der Versenkung und wagt sich erst mit der Durchsetzung der neuzeitlichen Demokratie wieder an das Licht der Öffentlichkeit.

Kampf“kunst“ ist nicht identisch mit Kampf“sport“. Die Kunst des Kämpfens ist ursprünglicher und ungleich wilder und gefährlicher. Der Versuch, das Kulturgut „waffenlose Kampfkunst“ in China und Japan zu seinen historischen Quellen zu verfolgen, führt direkt ins Herz der „Andersartigkeit“ fernöstlicher Menschen. Die drei großen Religionsphilosophien Taoismus, Konfuzianismus und Chan-Buddhismus bilden den kulturhistorischen Bodensatz, auf dem sich die unvergleichliche Kultur der Chinesen in all ihren Facetten aufbaute. Mehr gezwungen als gewollt und entgegen ihrer friedliebenden Intention schufen vor allem die Taoisten in ihren Jahrhunderte dauernden Bemühungen um die Ausarbeitung ihrer Lehre nach und nach die praktischen wie auch geistigen Grundlagen für die Entwicklung der Kampfkünste. Ihr „TAO“ (chinesisches Wort für „DO“) war die Suche nach menschlicher Authentizität, nach einer von jeder Oberflächlichkeit befreiten Echtheit menschlichen Seins.

Bei den chan-buddhistischen Shaolin-Mönchen wird der „DO“-Gedanke modelliert, der sich schließlich in Japan wiederfindet, wo er in der Epoche der Shogune seine ganz eigene, Samurai-spezifische Ausprägung erfuhr. In der Neuzeit angekommen, verliert der „DO“ in den Zwängen der „Moderne“ vollständig jede Orientierung. Es ist ein Spaß der besonderen Sorte, einige der düsteren Sackgassen des Europas unserer Zeit auszuleuchten, in denen sich seine Schatten verfangen.

Die Abhandlung „Die Geschichte der waffenlosen Kampfkunst“ besteht aus vier Teilen. Um dem Leser einen schnellen und einfachen Zugang zu den verschiedenen Lebenswelten und den dazugehörigen Menschheitserfahrungen zu ermöglichen, lässt sich jeder einzelne Abschnitt durch „anklicken“ extra aufrufen.

Die Frage, was wir Europäer mit dem Anliegen des asiatisch geprägten „DO“ anfangen können, wird auf der Homepage unter der Rubrik „Vereinsphilosophie“ erläutert, und versteht sich als Fortsetzung des bisherigen Konzepts. Der Versuch, auf diese Frage eine Antwort zu finden, katapultiert uns aus unserem gewohnten Rahmen von Sicherheit und Geborgenheit heraus. Die Suche nach der eigenen Authentizität sägt an den Säulen der Selbstverständlichkeit, die unser jetziges, ureigenes Denken und Empfinden stützen. Der Blick auf den Zivilisationsschub, der sich aus der für uns fremden und grausigen Ära der Ritter in unser Leben hineinwälzt, lässt uns das „Gemachte“ unserer modernen Identität erkennen, das den Zugang zu der gesuchten Authentizität verschüttet. Diese Erkenntnis wird aufregen und nahe gehen.

Der Kern des „DO“ zeigt sich mit der archaischen Glut des Kämpfens verschmolzen. Es ist das Anliegen des Vereins, dem Kämpfen ein Antlitz zu geben, das die Geschichte, die Problematiken und die Mentalität unseres Kulturkreises berücksichtigt, die Menschen hier neu begeistern kann, ihre Lebensqualität grundlegend verbessert und eine bodenständige Sinnhaftigkeit ausstrahlt.

## **Gliederung: Die Geschichte der waffenlosen Kampfkunst**

- 1. Teil: Europas Kampfkünste der Antike**
- 2. Teil: China: Religion und Kampfkunst**
- 3. Teil: Japan: Die Ära der Samurai**
- 4. Teil: Der Weg des BUDO in die Moderne**

## Erster Teil:

### Europas Kampfkünste der Antike

Das Leben in der Antike ist nicht zu vergleichen mit dem Leben, das wir Europäer heute führen. Der Krieg war eine unvermeidliche, ständig präsente Realität des Altertums. Sein schwarzer Schatten bedrohte jede Ordnung des Alltags und überzog das Leben der Menschen mit Leid, Zerstörung und Tod. Es ist unmöglich, die Antike in ihren Grundzügen zu verstehen- von ihrer speziellen Vorliebe für gewalttätige Spiele ganz zu schweigen – ohne die Bedeutung des Krieges für die Belange des zivilen und politischen Lebens zu berücksichtigen.

Versetzen wir uns dreitausend Jahre in der Geschichte zurück, so sehen wir die Reitervölker der Steppe als ständige übermächtige Bedrohung für den ganzen eurasischen Raum. Ihre Dominanz gegenüber den anderen Völkern beruhte auf dem konsequenten Einsatz des Pferdes als wichtigstes Instrument der Kriegführung. Das Pferd ermöglicht neue, ungewohnt schnelle und flexible Kampfweisen. Die grundsätzliche Art, wie der Krieg zwischen den Menschen seit seinen Anfängen geführt wurde, blieb davon aber weitgehend unberührt. Man kämpfte vorsichtig, am liebsten aus der Distanz unter Meidung des Nahkampfes. Ausweichen, verzögern und indirekte Kampfweisen prägten das kriegerische Verhalten. Wenn es möglich war, bevorzugte der Reiterkrieger den distanzierenden Bogen. Eine direkte Gegenüberstellung mied er und traf er auf entschiedenen Widerstand, zog er sich am liebsten zurück. Statt den Gegner in einem einzigen und direkten Waffengang besiegen zu wollen, bevorzugte man den langfristigen Zermürbungskrieg. Die einzigartige Handhabung des Pferdes als schnelles und vielseitig einsetzbares Kriegsinstrument gekoppelt mit einer ungezügelten inneren Wildheit machte die Steppenvölker zu den gefürchteten Herren ihrer Zeit.

### Griechische Kriegführung: Die Phalanx-Formation

Das antike Griechenland hatte viel Gebirge und wenig Weideflächen. Da Pferde nicht in hinreichender Zahl unterhalten werden konnten, war es für den Reiterkrieg nicht geeignet. Die Griechen des 1. Jahrtausends vor Christus hatten ihre eigenen Ansichten von der Organisation gesellschaftlichen Lebens und sie kämpften auch anders als der Rest der Welt. Die Taktik der Reitervölker mussten sie verwerfen und schufen stattdessen eine revolutionär neue Art des Krieges, bei der die direkte Schlacht, die mit einer noch nie gesehenen Grausamkeit geführt wurde, zur entscheidenden Auseinandersetzung wurde. In einem einzigen kurzen und risikoreichen Aufeinandertreffen mit dem Feind versuchten sie, Geschicklichkeit und Mut einsetzend, den Sieg zu erringen.

Der griechische Krieger kämpfte zu Fuß und hatte seinen Platz auf dem Schlachtfeld in der **phalanx** (Walze, Glied, Gelenk) – einer kompakten menschlichen Masse, die gewöhnlich aus acht hintereinander gestaffelten Reihen bestand, Schulter an Schulter mit den Nebenmännern. Ihre Ausrüstung bestand aus Helm, Muskelpanzer, Beinschienen, Lanze und Schwert. Darüber hinaus schützte sich jeder, der seinen Platz in der Phalanx einnahm, mit dem **hoplon**, einem runden gewölbten Schild. Von ihm ist der Begriff **hoplit** abgeleitet, der den griechischen Kämpfer in der Phalanx bezeichnet. Der Schild aus eisenbeschlagenem Holz maß ungefähr 90 cm im Durchmesser, hing an einem Lederriemen von der Schulter und wurde mit der Linken an einem Griff gehalten. Damit hatte der Krieger die rechte Hand frei, um zwischen Ellenbogen und Rippen die Lanze einzulegen, deren Spitze er auf sein feindliches Gegenüber richtete.

Da die griechischen Städte der Antike sich untereinander nicht immer wohl gesonnen waren, gab es reichlich Gelegenheit, die Phalanx-Kriegführung aneinander zu erproben. Standen sich die gegnerischen Phalangen gegenüber, so durchquerten sie den Raum der sich zwischen ihnen auftat, mit einem durch die rund 30 Kilo schwere Ausrüstung eingeschränkten Laufschrift, bis die Reihen aufeinander prallten. Jeder wählte für den Augenblick des Aufeinanderstoßens einen bestimmten Gegner als Ziel und stieß seine Lanze in die Lücke zwischen Schild und Schild. Dabei bemühte er sich, eine Stelle zu treffen, die nicht vom Panzer bedeckt wurde: Kehle, Achselhöhle oder Leistengegend. Nur ein flüchtiger Augenblick blieb dafür. Sobald die erste Schlachtreihe zum Stillstand kam, drängten die Folgenden nach, womit das Gewicht von mehreren Männern auf den Rücken des Kriegers drückte, der dem Feind unmittelbar gegenüber stand. Unter diesem Anprall ging manch einer der Männer zu Boden: niedergetrampelt, verwundet oder tot. Wenn in der Mauer aus Schilden eine Bresche entstand, bemühten sich die Männer in der zweiten oder dritten Reihe, diese mit ihren Lanzen weiter zu öffnen, wobei sie aus ihrer vergleichsweise geschützten Stellung auf jeden einstießen und –stachen, den sie erreichen konnten. Sofern es gelang, die gegnerische Schlachtreihe zu öffnen, folgte das **othismos** genannte Drängen mit dem Schild, um die Lücke zu erweitern und Platz zu schaffen, damit der Hoplit seine zweite Waffe, das Schwert, ziehen und Streiche gegen die Beine des Gegners führen konnte. Der Othismos konnte zur **pararexis**, dem Durchbruch, führen. Dazu kam es, wenn sich der Gedanke an Flucht bei denen regte, denen der Feind am meisten zusetzte, und diese Männer sich entweder aus den Reihen lösten oder vom Schauplatz der Kampfhandlungen weg nach hinten strebten und damit ihre Kameraden demoralisierten.

War eine Phalanx durchbrochen, folgte die Niederlage auf dem Fuß. Die erfolgreichen Hopliten versuchten, mit Lanze oder Schwert diejenigen Gegner zu Boden zu werfen, die dem Schlachtfeld den Rücken kehrten. Hier ging zum ersten und einzigen Mal eine größere Gefahr von den Begleitern der Phalanx aus, den Reitern und dem leichtbewaffneten Fußvolk. Jetzt hatten diese freien Zugang zum Schlachtfeld und konnten beweisen, dass sie brauchbare Kämpfer waren, indem sie die ihnen hilflos preisgegebenen flüchtenden Krieger des Gegners nieder ritten oder nieder rannten. Das Entkommen wurde zur Glücksache. Wohl konnte der flüchtende Hoplit im Laufen Schild und Lanze von sich werfen, doch war es ihm kaum möglich, sich auf der Flucht seines Panzers zu entledigen. Obwohl der Waffengang höchstens eine Stunde dauerte, war ein Hoplit erschöpft, von der kräftezehrenden Angst nicht weniger als von der körperlichen Anstrengung. Die Leichtbewaffneten, die er an den Fersen hatte, waren dagegen ausgeruht und tatendurstig. Wer eine Schlachtreihe verließ, die nicht standgehalten hatte, rannte um sein Leben und hatte den Tod zum Weggenossen.

### Stadtstaat und Demokratie

Die natürliche Furcht des Menschen vor Grauen und Tod wurde durch die Phalanx-Taktik an die Grenze des Erträglichen getrieben. Der Kampf Mann gegen Mann mit todbringenden Waffen widersprach der nach Leben schreienden Natur, erforderte resolute Selbstüberwindung, und jeder Einzelne ertrug die Schlacht nur, weil die anderen die gleiche Gefahr auf sich nahmen und den Mut der Kampfgefährten wie auch deren Stellung in der Schlachtreihe dadurch stärkten, dass sie Schulter an Schulter vorwärts drängten.

Das entschlossene Miteinander der griechischen Krieger war unauflösbar verwoben mit einer revolutionären Neugestaltung gesellschaftlicher Organisiertheit, die für die abendländische Entwicklung bahnbrechend sein sollte und ihr kreatives Licht bis in die heutige Zeit strahlen lässt. In der **polis**, dem Gemeindestaat gab es im Vergleich zu den damaligen orientalischen Städten keine Stadtfürsten und schon gar keine gottgleichen Herrscher mit dem

dazugehörigen Macht- und Verwaltungsapparat. An ihre Stelle traten freie Bürger, die ihr Schicksal selbst gestalteten. Die von dem Athener **Solon** um 600 v.Chr. eingeführte Verfassung machte das Recht zur Grundlage der bürgerlichen Ordnung und wandte sich an den einzelnen Bürger, der aus freiem Willen die Polis tragen und sich für ihre innere und äußere Ordnung verantwortlich fühlen sollte. Er hob die Schuldknechtschaft auf, setzte die rechtliche Gleichstellung aller Bürger durch und billigte den in die Bürgerliste eingetragenen erwachsenen männlichen Athenern als politisches Grundrecht die Teilnahme an der Volksversammlung und an den neugebildeten Geschworenengerichten zu. In der Volksversammlung wurden die Gesetze beschlossen, über Krieg und Frieden entschieden und die Beamten gewählt, die auf ein Jahr die Verwaltung ehrenamtlich übernahmen und vollzogen.

In einer Welt, die von Sklaventum, Leibeigenschaft und bedingungsloser Unterordnung unter die jeweilige absolute Herrschaft geprägt und strukturiert war, entwickelten die Athener eine vom Verantwortungsbewusstsein des Einzelnen getragenes Staatswesen, welches den noch heute gebräuchlichen Idealen von Freiheit und Gleichheit entgegenlebte. Den reflektorischen Übertrag dieser Einebnung gesellschaftlicher Hierarchie auf die Kriegführung erkennt man in dem entschlossenen Schulterschluss der freien und gleichen Athener in der Phalanx.

Der griechische Bürger-Krieger besaß gewöhnlich ein Stück Land, das höchstens sechs Hektar umfasste. Ihm rang er seinen Lebensunterhalt sowie den Überschuss ab, der es ihm gestattete, sich als gepanzerter Hoplit auszurüsten und einen Platz in den Reihen derer einzunehmen, die die Stadtregierung wählten und die Gesetze machten. Wer auch immer in seine Felder einzudringen, seine Bäume oder Rebstöcke zu zerstören, seine Ernten niederzutampeln oder zu verbrennen drohte, gefährdete damit nicht nur sein Überleben im folgenden harten Winter, sondern auch seinen Status als freien Mann. Für die Unverletzlichkeit des Landes waren alle Bürger unverzüglich zum Kampf bereit. Gleichzeitig musste aber die Tatsache berücksichtigt werden, dass die Bürger-Krieger ihre eigenen Felder schutzlos und unbearbeitet zurückließen, wenn sie sich auf den Feldzug machten. Die Sache musste folglich so rasch und so endgültig wie möglich entschieden werden. Mit der Geburt der Phalanx-Kampfweise wurde der Krieg und damit das Töten auf eine zwar grauenhafte, aber einzelne, kurze und entscheidende Begegnung begrenzt.

### Kampfsport und Spiele

In dem Klima von Freiheit, Gleichheit und Hoplitenphalanx gedieh noch eine andere, besondere Art des kämpferischen Streitens: der sportliche Wettkampf. Die griechische Welt war voller Sportfeste, angefangen bei kleinen Veranstaltungen, zu denen nur ortsansässige Bürger zugelassen waren, bis zu den großen Nationalfestspielen, zu denen die ganze antike Welt strömte. Den obersten Rang nahmen die Spiele von **Olympia** und **Delphi** ein, die alle vier Jahre, und die von **Korinth** und **Nemea**, die alle zwei Jahre abgehalten wurden. Es handelte sich um ein System der athletischen Festspiele, welches in der übrigen antiken Welt ohne Parallele blieb.

Den Reitervölkern war der Wettkampfsport fremd, vor allem, wenn dieser mit intensivem Körperkontakt verbunden war. Bei den anderen Völkern des Nahen Ostens stand die strenge und starre hierarchische Gesellschaftsgliederung mit dem gottgleichen absoluten Herrscher an der Spitze bis runter zum Bodensatz des Sklaventums dem offen ausgetragenen, spielerischen Wettstreit freier und gleicher Bürger unvereinbar gegenüber.

Die olympischen Aufzeichnungen begannen 776 v.Chr. und überlieferten anfangs lediglich die Disziplin Wettkampf, welche sich auch in späterer Zeit größter Beliebtheit und auch des höchsten Siegerpreises erfreute. Nach und nach wurden andere Disziplinen aufgenommen, bis sich schließlich 648 v.Chr. als letzte athletische Disziplin bei den antiken olympischen Spielen das **pankration** einfindet – ein Kampfsport, den man als eine Art „Allkampf“ bezeichnen kann. Mit dem Pankration, dem Boxen und dem Ringen verzeichneten die Olympischen Spiele drei Kampfsportarten, die die Griechen die „schweren Disziplinen“ oder „Schwerathletik“ nannten, denn im Altertum gab es keine Gewichtsklassen, und diese Sportarten waren die Domäne der Großen und Starken. Obwohl Boxen, Ringen und Pankration verschiedener Fähigkeiten und Strategien bedürfen, betrachteten die Griechen ihre Kampfsportarten als nahe miteinander verwandt. Oft tat sich derselbe Mann in mehr als einer Disziplin hervor. Von dem Epigramm, welches die Siegesstatue eines Mannes schmückte, der alle drei Kampfsportdisziplinen an einem Tag gewann, ist der Wortlaut erhalten:

*Wie Du hier, Freund, im Standbild die eiserne Entschlossenheit  
Des Kleitomachos siehst, so sah ganz Hellas seine Kraft.  
Denn eben hatte er von den Händen die blutigen Faustkampfriemen  
Gelöst, da kämpfte er schon im furchtbaren Pankration.  
Im dritten Kampf gelangte kein Staub an seine Schultern,  
Sondern siegreich ohne Fall gewann er die drei Prüfungen vom Isthmus.  
Als einziger unter den Griechen hält er diesen Preis. So bekränzte er  
Das siebentorige Theben und seinen Vater Hermokrates.*

Die Trainingsprogramme der Schwerathleten waren einander recht ähnlich. Sie teilten dieselben Gebäude und hatten oft dieselben Speisepläne, Ausrüstungen und Übungen. Trainiert wurde in der **palästra**. Die Bezeichnung stammt von dem griechischen Verb palaiein, „ringen“, ab. Im 6. Jahrhundert v.Chr. entstand ein neuer, **gymnasion** genannter Sportgebäudetyp, der eine Palästra für die Kampfsportarten einschloss, zu dem aber auch eine überdachte Rennbahn und Spielfelder gehörten, Anlagen, die normalerweise nicht Teil einer Palästra waren. Das Herzstück der Palästra war der Kampfraum, der aus zwei Flächen bestand, einer aus aufgelockertem Sand und einer schlammbedeckten. Beide boten eine weiche Grundlage für die Kämpfer. Die Schlammgrube spielte eine wichtige Rolle im Training des Athleten, indem sie seine Kraft und seine Geschicklichkeit vergrößern sollte. Zur Palästra gehörte auch eine Anzahl kleinerer Räume, in denen sich die Athleten auf das Training vorbereiteten, wie zum Beispiel der Auskleideraum. Der griechische Sport wurde vom 8. Jahrhundert v.Chr. an nackt betrieben.

Das **Ringens** fand bei den Menschen des Altertums großen Anklang. Obwohl keineswegs eine sanfte Sportart, ist es doch wesentlich weniger gewalttätig und verletzungsträchtig als die beiden anderen Kampfsportdisziplinen Boxen und Pankration. Beim Ringen messen sich zwei Männer in einem Nahkampf, in dem Kraft, Wendigkeit, Geschicklichkeit und Technik eine alles überragende Rolle spielen. Auf eine Art, die zu breiter Teilnahme ermutigt, werden kriegerische Tugenden wie Schlaueit, Verwegenheit, Stärke und Ausdauer trainiert und getestet.

Ein grundlegender Unterschied zwischen dem Ringen und den beiden anderen Kampfsportarten liegt darin, dass das Erreichen der Unfähigkeit oder Unwilligkeit des Gegners, den Kampf fortzusetzen, nur für eine geringe Zahl von Ringersiegen verantwortlich war. Stattdessen war der Niederwurf das Ziel. Um in einem offiziellen Wettkampf zu gewinnen, musste ein griechischer Ringer seinen Gegner dreimal niederwerfen, so dass es im Höchstfall fünf Durchgänge gab. Schon das Berühren des Bodens mit Rücken oder Schultern galt als Niederwurf. Einen Mann auf dem Bauch lang auszustrecken galt ebenso als

Niederwurf wie auch, ihn mit einem Griff festzuhalten, aus dem er sich nicht befreien konnte. Ein Ringer durfte kniend weiterkämpfen und diese Stellung sogar bewusst einnehmen, lag er aber erst einmal auf Rücken oder Bauch, oder saß er in einem Griff fest, so hatte er den Kampf verloren. Die Regeln erlaubten es auch, einen Gegner zu würgen um ihn zum Aufgeben zu zwingen. Überhaupt waren die griechischen Regeln von bemerkenswerter Toleranz gegenüber rauen Kampfmethoden. Schlagen war zwar verboten, aber einige ziemlich knochenbrecherische Griffe galten mindestens zeitweise als erlaubt. So hört man z.B. von Versuchen, mit einer Rumpfklemme das Rückgrat oder die Rippen des Gegners zu brechen. **Leontiskos**, ein Grieche aus Sizilien, errang um die Mitte des 5. Jahrhunderts v.Chr. einen Olympiasieg, obwohl er nicht in der Lage war, seine Gegner niederzuwerfen. Sein Geheimnis: er brach ihnen die Finger!

Pankration ist ein griechisches Wort mit der Bedeutung „Allstärke“ oder „Allsieg“. Das Pankration erlaubte Boxhiebe, Tritte, Ringkampfwürfe, Hebel, Würgen und Pressen. Verboten waren Beißen und Bohren, vor allem Augenbohren. Der Kampf endete, wenn einer der Teilnehmer durch ein Zeichen zu erkennen gab, dass er ihn nicht mehr fortsetzen wollte oder konnte. Das Zustossen mit Hand oder Fuß war ein Hauptbestandteil des Pankration. Die Pankratiasten trugen zuweilen leichte Boxriemen, die es ihnen erlaubten, härter zuzuschlagen, ohne Verletzungen an den Knöcheln befürchten zu müssen. Das Treten galt praktisch als Erkennungsmerkmal dieser Sportart. Die Genitalien waren keineswegs Tabu. Die folgende Beschreibung eines Pankration aus dem 2. Jahrhundert v.Chr. lässt vermuten, dass vor allem der Standkampf das Bild der Menschen von diesem Sport prägte:

*Diese Leute da, aufrecht und mit feinem Sand bedeckt, schlagen mit Fäusten und Füßen aufeinander ein. Und jetzt wird dieser arme Teufel dort anscheinend gleich auch noch seine Zähne ausspucken – so voller Blut und Sand ist sein Mund, da er, wie du siehst, gerade einen Kinnhaken abbekommen hat.*

Im Pankration spielte aber auch das Ringen eine große Rolle. Manchmal fällt es leichter, einen Mann zum Aufgeben zu zwingen, der sich am Boden befindet, als einen, der steht. Da das Berühren des Bodens mit den Schultern in dieser Sportart ohne Bedeutung war, durfte der Pankratiast jeden Trick anwenden, der geeignet war, ihn letztlich die Oberhand gewinnen zu lassen. Und er kannte eine ganze Reihe von Würfen, bei denen er seinen Gegner packte und sich mit ihm zusammen rückwärts fallen ließ.

Pankration war ein hitziger Kampf, und die Athleten mussten auf beträchtliche Unannehmlichkeiten gefasst sein: Tritte, Faustschläge, Sand im Mund, verrenkte Glieder, Würgegriffe – auch Todesfälle sind überliefert. Die Griechen jedoch hielten diese Sportart für weniger gefährlich als das Boxen. Ein Mann, der in Olympia in beiden Disziplinen antreten wollte, bat darum, den Pankrationwettbewerb vorzuziehen, damit er nicht schon verletzt in seinen zweiten Wettkampf ginge.

Verletzungen sind schon immer ein integraler Bestandteil des Boxens gewesen, und die Griechen beurteilten es treffend als die physisch härteste und schädlichste aller Kampfsportarten.

*Der Sieg eines Boxers wird mit Blut erkauf*

So heißt es auf einer Preisinschrift auf einen zähen und erfolgreichen Boxer von der Insel Thera.

Die erhellendste Information über das antike Boxen gibt uns das, was der Boxer an seinen Fäusten trug, denn daraus lassen sich Rückschlüsse auf das in Kauf genommene (und erwartete) Maß an Verletzungen ziehen. Die Griechen benutzten seit Beginn ihrer Geschichte bis zum 4. Jahrhundert v.Chr. bei den meisten ihrer Faustkämpfe leichte Riemen aus ungegerbtem Leder. Sie waren in klassischer Zeit ein Erkennungsmerkmal der Faustkämpfer und dienten in erster Linie dem Wohlbefinden des Trägers. Sie wurden um die Knöchel oder um die Handgelenke gewickelt. Im 4. Jahrhundert v.Chr. begannen die griechischen Faustkämpfer eine ungleich schwerere und gefährlichere Ausrüstung zu benutzen, die sogenannten „scharfe Riemen“. Anders als die früheren Riemen, die sich die Boxer um die Hände wunden, bestanden diese aus Handschuhen – mit Löchern für die Fingerspitzen – um die herum Lederriemen gewickelt waren. In der Antike wurden diese Handschuhe oft als Hart oder trocken beschrieben. Die Knöchelaufgabe wurde wahrscheinlich aus unelastischem, gehärtetem Leder hergestellt, und die Bezeichnung „scharfe Riemen“ ist durchaus wörtlich zu nehmen: sie bezog sich auf die Eignung der Handschuhe, dem Gegner damit das Gesicht zu zerschneiden. Sparringskämpfe mit den früheren leichten Riemen waren zweifellos schmerzhaft. Die scharfen Riemen aber müssen noch weit größere Schmerzen verursacht haben. Es überrascht daher nicht, dass die Griechen spezielle Übungshandschuhe, genannt **sphairai** („Bälle“), besaßen. Sie erlaubten ein energischeres, furchtloseres Training für den Wettkampf. Manche Griechen behaupteten, dieser Handschuh mache den Kampf harmlos und verleihe einen weichen und schmerzlosen Schlag, so dass es sich eigentlich gar nicht mehr um Boxen handeln würde. Aber etwas Gepolstertes in der Art unserer modernen Boxhandschuhe musste denjenigen, die an raue Lederstreifen über den Handknöcheln gewöhnt waren, wunderbar sanft erscheinen. Bei griechischen Wettkämpfen gab es keine festgelegte Zahl von Kampfunden. Es wurde so lange gekämpft, bis ein Mann sich entweder durch Emporstrecken eines Fingers geschlagen gab, oder bewusstlos am Boden lag. Das bisweilige Innehalten der Kämpfer, um zu verschnaufen, wurde toleriert, Clinchen, d.h. das Umklammern des gegnerischen Boxers, war jedoch strikt verboten.

Eine etruskische Vase legt die Vermutung nahe, dass Stöße in die Genitalien nicht verboten waren, und auf einigen anderen ist ein besonders unattraktiver Hieb zu sehen, bei dem der Boxer seinen Daumen ausgestreckt hält – in der eindeutigen Absicht, das Auge seines Gegners damit zu treffen. Augenverletzungen waren dementsprechend weder selten noch zufällig – genauso selten und zufällig, wie Todesfälle überhaupt. In einem Epigramm heißt es:

*Bei jedem Boxkampf, den die Griechen unternahmen,  
Bei jedem war auch ich, Androleos, dabei.  
In Olympia war mein Preis – nur ein Ohr, in Platää – nur  
Ein Lid. In Delphi wurde ich scheinot hinausgetragen.  
Damoteles, den Vater, rief man auf und die Mitbürger,  
Mich aus dem Stadion zu tragen, verstümmelt oder tot.*

In einem weiteren Epigramm hören wir von einem Boxer, dessen Verletzungen so entstellend sind, dass er sich im Spiegel nicht wiedererkennt. Ein anderer verliert sein Erbteil, weil niemand bestätigen will, dass dieser Mann ohne erkennbare Gesichtszüge der Sohn des Verstorbenen ist.

### **Militär und Kampfsport**

Die Hopliten-Krieger erhielten in ihrer Jugend eine umfassende militärische Ausbildung, die aber nach wenigen Jahren abgeschlossen war. Es stellt sich die Frage, welchen Platz Spiele,

und besonders die Kampfspiele, im militärischen Denken einnahmen. Der damalige Literat **Lukian** gibt Auskunft, welche Rolle der Sport im Militärwesen spielte:

*Wir trainieren unsere Jugend im Sport nicht nur der Wettkämpfe wegen, damit sie Preise gewinnen können – denn nur sehr wenige von allen erreichen dieses Ziel – sondern um etwas Höheres für die ganze Stadt und für die Jugendlichen selber zu erlangen. Ein gewisser anderer Kampf liegt nämlich vor allen guten Bürgern, und sein Kranz ist weder ein Fichten- noch ein Ölbaum- oder Selleriezweig, sondern er birgt in sich das menschliche Glück, das heißt die individuelle Freiheit für jeden Einzelnen und Freiheit für das Vaterland im ganzen und Reichtum, Ruhm (...)*

*Dies ist das Training, welches wir unseren jungen Leuten angedeihen lassen, im Glauben, dass sie dadurch tüchtige Wächter unserer Stadt werden und dass wir durch sie in Freiheit leben werden, indem wir unsere Feinde besiegen, wenn sie uns angreifen, und unsere Nachbarn mit Furcht erfüllen, so dass die meisten von ihnen sich uns unterwerfen und uns Tribut zahlen.*

Lukians naher Zeitgenosse **Philostrat** fasst seinen Bericht über das Leben der großen Athleten der Vergangenheit und die Funktion des Sports in epigrammatischer Kürze zusammen:

*Sie machten den Krieg zum Training für den Sport und den Sport zum Training für den Krieg.*

Aber es gab auch Kritiker des Athletenkults. So heißt es in einem Stück von **Euripides**:

*Welcher hervorragende Ringer, welcher schnellfüßige Mann, Diskuswerfer oder versierte Kinnhakenausteiler hat durch das Erringen eines Kranzes seiner Vaterstadt genützt? Halten sie etwa beim Kampf mit dem Feind einen Diskus in der Hand oder verjagen sie den Feind aus der Heimat, indem sie mit der Faust Schilde durchstoßen? Niemand, der dem Eisen unmittelbar gegenübersteht, tut so etwas Törichtes.*

### **Sparta und sein Weg des Krieges**

Sparta war der militaristischste aller griechischen Staaten. Das Kriegsgeschäft war für die Spartaner eine alltägliche Angelegenheit. Weitaus mehr als die Bürger anderer Stadtstaaten waren sie ständig mit dem Eindrillen von Kampfaktiken beschäftigt. Sie hatten guten Grund, sich zu fürchten, denn um 700 v.Chr. hatten sie bereits so viele der sie umgebenden Völker unterjocht, dass sie sich in einem Verhältnis von fast fünfzig zu eins in der Minderzahl gegenüber den Hörigen, **heloten** genannt, befanden, die von glühendem Hass auf ihre Herren erfüllt, sich ständig zu erheben drohten.

Ein spartanischer Junge wurde im Alter von sechs Jahren von seiner Mutter fortgenommen, um unter der brutalen Führung älterer Jugendlicher auf seine Rolle als unüberwindlicher Phalanx-Krieger vorbereitet und gedrillt zu werden. Das militärische Training endete erst im hohen Alter und gehörte zum Alltag wie das tägliche Brot. Ein ziviles Privatleben kannte man in Sparta kaum.

Die Spartaner begannen bereits früh, sich dem Sportgedanken zu entfremden. So zeigte sich z.B. der spartanische Kriegsdichter **Tyrtaios** ( 7. Jahrhundert v.Chr.) ausgesprochen wenig von athletischen Leistungen beeindruckt:

*Nicht gedenken würde ich eines Mannes oder ihn preisen weder für seine Tüchtigkeit im Laufen noch für sein Geschick im Ringen, selbst nicht, wenn er die Größe und Stärke der*

*Kyklopen hätte und im Wettlauf den trakischen Nordwind besiegt (...) selbst nicht, wenn er jeglichen Ruhm besäße – außer kühnem Mut. Denn ein Mann ist im Krieg nichts wert, es sei denn, er wagt es, blutiges Gemetzel anzuschauen.*

Für diesen Dichter war ein guter Athlet keineswegs automatisch auch ein kühner Krieger.

Im Gegensatz zu den Bürgern anderer Staaten pflegten die Spartaner mit Vorliebe Wettbewerbe kämpfender Gruppen. Jedes Jahr versammelte sich die in zwei rivalisierende Mannschaften aufgeteilte Jugend auf einer Insel, wo sie einander boxend und beißend wild bekämpften, bis eine Mannschaft die andere ins Wasser getrieben hatte. Die Spiele sollten als Kriegsvorbereitung taugen und enthielten deshalb gemeinsame Aktionen ähnlich denen einer Kampfschwadron. Der aus heutiger Zeit betrachtet schockierendste aller spartanischen Wettbewerbe war das alljährliche Ritual beim Fest der Artemis, wo spartanische Jungen sich peitschen ließen, um zu sehen, wer von ihnen Schmerz und Blutverlust am längsten ertragen konnte. Die Kritik der Spartaner richtete sich besonders gegen die Verspieltheit des Sports und seine mangelhafte Ausrichtung auf das realistische Kriegshandwerk.

### **Rom: Kampfsport als Spektakel**

Der Graben zwischen Athletentum und militärischer Ausbildung, der das spartanische System kennzeichnete, war in Rom noch breiter und tiefer. Während die Athener die Hopliten noch verpflichteten, auf eigene Kosten ins Feld zu ziehen, und die Spartaner die Kriegerkaste der „Gleichen“ als ständiges, schlagkräftiges Heer schufen, wurde der römische Legionär ab dem 4. Jahrhundert v. Chr. für seine Dienste bezahlt und brauchte sich um nichts mehr zu kümmern außer um seine Brauchbarkeit als Krieger. Dies ist der wichtigste Unterschied zwischen dem römischen Militärsystem und dem griechischen.

Roms Kleinbauern lösten sich unter dem Druck einer immer dominierenderen politischen Klasse von ihrem Grund und Boden, auf dessen Erträge sie nicht mehr angewiesen waren, und bildeten fortan die Rekrutierungsmasse eines Berufsheers, das Jahr für Jahr in immer größerer Entfernung von der Heimat Feldzüge unternahm und die römische Republik zu einem Weltreich ausweitete. Dabei kämpften die an das tägliche Militärgeschäft gewöhnten Römer der zweiten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends offenbar mit solcher Wildheit, dass nur die Mongolenhorden Dschingis Khans oder Tamerlans fünfzehnhundert Jahre später mit ihnen verglichen werden können. Widerstand, vor allem, wenn es um belagerte Städte ging, reizte die Römer dazu, die Besiegten restlos abzuschlachten.

**Polybius**, der große Historiker der früheren Militärgeschichte der Stadt, schildert, wie Scipio Africanus im Jahre 209 v. Chr. während des zweiten Punischen Krieges nach der Erstürmung der Stadt Charthago Nova (das spätere spanische Cartagena) seinen Soldaten

*...entsprechend römischem Brauch gebot, gegen deren Bewohner vorzugehen. Er befahl ihnen, jeden zu töten, den sie sahen, keinen zu verschonen und mit dem Beutemachen erst zu beginnen, wenn der Befehl erging. Sinn dieses Brauches ist es, Furcht und Schrecken zu verbreiten. Demzufolge sieht man in von Römern eingenommenen Städten nicht nur hingeschlachtete Menschen, sondern sogar aufgeschlitzte Hunde und abgeschnittene Gliedmaßen anderer Tiere. Bei dieser Gelegenheit war das Ausmaß des Gemetzels außergewöhnlich groß.*

Die Römer schienen über ihre Mitmenschen wie über Beutetiere hergefallen zu sein und töteten ihre Opfer mit einer Missachtung des Lebens, die ihresgleichen sucht. Im Gegensatz

zu den Griechen, die einen möglichst großen Bevölkerungsanteil für den Kriegseinsatz fit halten wollten, sollte der Sport in Rom zuvorderst der Unterhaltung als Spektakel für Zuschauer dienen, die selbst nicht daran dachten, sich an dem Wettbewerb zu beteiligen. Statt einer Einrichtung für allgemeinen Wettkampf zu bieten, stellte die Arena vor allem die Macht und Kontrollgewalt ihrer Organisatoren zur Schau. Seit der Zeit des **Augustus** war das die Macht des Kaisers oder seines Stellvertreters. Die Menge lernte, dass der Kaiser Schiedsrichter über Leben und Tod war. Sie sah andere unter staatlicher Schirmherrschaft sterben und konnte (bestenfalls) sowohl Erleichterung über das eigene Weiterleben in jener grausamen Welt empfinden als auch ehrfürchtige Scheu vor der Obrigkeit. Römer, die auf der Bühne auftraten, verwirkten ihr Bürgerrecht, und ein Römer aus vornehmen Haus, der am athletischen Wettkampf teilnahm, wurde für diesen Affront gegen die Würde seiner Klasse lautstark angeprangert. Sport war in den Augen der Römer als Vorbereitung für den Krieg nutzlos.

Roms zynischer Beitrag zum Boxsport war ein Handschuh, **caestus** genannt, der fast bis zu den Schultern reichte und im Faustbereich mit Metallstücken und –dornen verstärkt war. Zur Schulter hoch war er mit dichtem Schaffell gefüttert und mit Riemen umwunden, denn ohne diesen Schutz konnte der Caestusboxer seinen Arm nicht dazu verwenden, die gegnerischen Schläge abzuwehren. Der bloße Anblick dieser tödlichen Handschuhe beseitigt jeglichen Zweifel an einem überlieferten Detail – das sie nämlich mit Blut und Hirn bespritzt waren.

### **Fazit**

Die Existenz und Kultivierung der Kampfsportarten in der griechischen Antike finden ihre Erklärung in der ständigen Präsenz des Krieges in Verbindung mit der Neu- und Einzigartigkeit des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Da Sparta und Rom als die in der Antike am strengsten militärisch ausgerichteten Gesellschaften sich in ständiger Kriegsbereitschaft befanden und ihre Bürger permanent und unmittelbar für den Krieg ausbildeten, verachteten sie den Wettkampfsport. Den griechischen Staaten aber, die sich kein stehendes Heer halten wollten oder konnten, bot der Sport eine nützliche und erfreuliche Art, sich indirekt auf einen Krieg vorzubereiten.

Der Wert des Kampfsports für die Soldatenausbildung sollte dabei nicht unterschätzt werden. Zum einen wurden durch diese Sportarten grundlegende kriegerische Tugenden wie Kraft, Ausdauer und motorische wie auch koordinative Fähigkeiten maximiert. Außerdem schulten sie Mut, Schmerzunempfindlichkeit, Selbstbewusstsein und –vertrauen und Einfallsreichtum. Darüber hinaus vermittelte der Kampfsport noch das sich immer tiefer einschleifende Wissen um waffenlose Kampfpraktiken und Selbstverteidigung, welches in der Phalanx trotz der unumstrittenen Priorität der Waffen immer wieder von lebenserhaltendem Wert gewesen sein dürfte. Wie wir gehört haben, rannten die Krieger Schulter an Schulter auf eine Reihe entgegenstarrer Lanzen zu, um durch die Wucht des Aufpralls, bei dem die Hintermänner aus Leibeskräften nach vorne schoben, die gegnerische Kampflinie in Unordnung zu bringen. Dass bei dem dabei entstehenden tödlichem Gedränge so manche Lanze verloren ging und auch das Schwert nicht immer sinnvoll eingesetzt werden konnte, liegt auf der Hand. Außer dem unmittelbaren Einsatz des Körpers als Waffe wird hier vor allem das Einsteckvermögen gefragt gewesen sein. Spätestens, wenn die eigenen Reihen dem Druck nicht standhielten, sich auflösten und zur schnellen Flucht vor dem leichtbewaffneten Fußvolk Schild, Lanze und Schwert fortwarfen, waren neben dem Einsatz einer hochtrainierten Laufgeschwindigkeit die Kenntnisse in der waffenlosen Kampfkunst die einzig verbleibende Wehrfähigkeit.

Die Spartaner und Römer verachteten den Kampfsport nicht an sich. Sie trainierten die verschiedenen Disziplinen mit einem hohen Maß an Gewalttätigkeit. Mit Hohn und Spott bedachten sie nur die Ausrichtung der Kampfsportarten auf Wettbewerb und „Gewinnen“. Dass sich jemand am Ende solcher Spiele als „Sieger“ feiern ließ, erschien aus kriegerischer Sicht eitel und arrogant, wenn nicht gar lächerlich. Nach den Worten **Philostrats** trainierten die Spartaner die Kampfsportdisziplinen nur der Härte, nicht des Sports wegen. Und Plutarch berichtet, dass ein Spartaner, der beim Ringen verlor, auf die Spottrufe, dass sein Gegner stärker sei als er, antwortete:

*Nein, nur besser im Niederwerfen.*

Der griechische Kampfsport zeigt in all seinen Facetten einen Grad an Gewaltbereitschaft und –tätigkeit, der den Menschen von heute fremd geworden ist. Die Athleten riskierten bei jedem Wettkampf buchstäblich ihr Leben und mussten eine entsprechende Portion Todesverachtung mitbringen. Das war nicht nur für die Athleten selbstverständlich, sondern wurde auch von der Spiele organisierenden Gesellschaft gewollt und gefördert.

Die Angriffslust der Griechen, ihre von Direktheit und Entschlossenheit geprägte Kampftaktik, lehrte die antike Welt das Fürchten. Viele Historiker unserer Zeit zeichnen von der griechischen Antike ein Bild, dass die damaligen Menschen im hellen Licht der Schönmalerei als Helden und uns geistesverwandte, freiheitsliebende Demokraten erstrahlen lässt. Dieses Bild bedarf der Korrektur. Die fortschrittlichen und zukunftssträchtigen Ideen der „Polis“ oder der „Gemeinschaft der Gleichen“ waren eingebettet in zwischenmenschliche Verhältnisse, die von gesellschaftlich tolerierten Grausamkeiten durchzogen waren und außerdem nur unter ihresgleichen galten. Schon ihre Nachbarvölker wurden als Feinde und Barbaren betrachtet, die man im Krieg erbarmungslos abschlachtete oder versklavte. Es fehlte schlichtweg ein allgemeingültiger Respekt gegenüber dem menschlichen Leben. Nicht einmal am Horizont dieses Lebens existierte die Vorstellung, alle Menschen seien gleich. Die Vorstellungen von Völkerverständigung, Friede, Freiheit und Menschengleichheit, die mit unserer modernen Art der Olympiade verbunden sind, sind nicht aus der Welt der griechischen Antike abzuleiten. Ein solches Unterfangen wäre reine Projektion.

## Zweiter Teil:

### China: Religion und Kampfkunst

Die Griechen der Antike setzten der ständigen Bedrohung durch die Reitervölker der Steppe die Entwicklung ihrer Phalanx-Formation und die Mann-zu-Mann-Schlacht gegenüber, deren Direktheit, Unerbittlichkeit und Grausamkeit in den Feldzügen Alexander des Großen weite Teile Asiens erschütterte und überwältigte.

Im Osten ihres Einflussgebietes stießen die Reiterkrieger der Steppe auf China. Obwohl die Chinesen erst relativ spät die Kavallerie für sich entdeckten, gab es Parallelen zwischen ihrer Art der Kriegführung und derjenigen der Steppenvölker. Auch die Chinesen bevorzugten die Taktiken des Ausweichens, Verzögerns und der indirekten Kampfweise. Was die Chinesen allerdings grundlegend von den Steppenvölkern unterschied, war die starke Verankerung ihrer Kriegführung in einer geistig hochentwickelten Kultur, die entscheidend geprägt wurde von ihren Religionsphilosophien Taoismus, Konfuzianismus und Buddhismus. Manchem Leser mag es mühselig und weit ausgeholt vorkommen, aber für ein Verständnis der Geschichte Chinas und speziell der Entwicklung der asiatischen Kampfkünste bleibt kein anderer Weg, als sich zumindest in grober Form durch die chinesischen Religionslehren hindurchzuarbeiten.

Das Wort „Religion“, so wie wir es gebrauchen, ist nur schwer in die chinesische Denkweise zu übersetzen. Das Absolute eines einzelnen, allmächtigen Gottes, in dessen Hand wir Menschen uns samt dem Weltgeschehen auf Gedeih und Verderb befinden, war für die Chinesen fremd und nicht nachvollziehbar. Statt „Religion“ bevorzugten sie das Wort „Lehre“, was durchaus als Gradmesser für die Akzeptanz und Aufnahmebereitschaft des Chinesen bezüglich mehrerer, verschiedener „Lehren“ bewertet werden darf. Historisch gesehen entstanden und entfalteten sich die drei großen chinesischen Religionsphilosophien allerdings in ganz unterschiedlichen Zeiten. Wir werden uns in folgendem Text weitgehend chronologisch durch die chinesische Geschichte bewegen und dabei, unserem Thema verpflichtet, unser Augenmerk auf die in ihren spezifischen Eigenarten schillernden Kampfkünste des Taoismus und des Buddhismus richten. Schon im Vorfeld unserer Betrachtungen sollte der Leser sich vergegenwärtigen, dass in allen chinesischen Religionslehren als unverrückbare Grundintention ein hohes Maß an Mitmenschlichkeit und Friedfertigkeit mitschwingt.

### Grundzüge des Taoismus und des Konfuzianismus

Der Taoismus ist wohl die älteste chinesische philosophisch-religiöse Anschauungsweise der Natur und ihrer Gesetzmäßigkeiten. Seine Einflussphäre reicht bis weit zurück in das erste Jahrtausend vor Christus. „Tao“ bedeutet wörtlich „Weg“, hat eine sehr umfassende Bedeutung als Lebensweise, Methode und Prinzip, und bleibt am besten unübersetzt. Tao ist der harmonische Wandel der Natur, eine kreative Kraft, die aus sich spontan alle Dinge zeugt und erhält, blühen und vergehen lässt, ein Urgrund, der Anfang und Ende allen Seins einschließt.

Nach der Vorstellung der alten Taoisten wurde das Wesen des Menschen von Erde und Himmel gemeinsam erschaffen, so wie alles in der Welt ein Produkt von Erde und Himmel ist. Am Anfang des Seins trennte sich eine durchsichtige Luft, auch Äther genannt, vom Chaos, stieg empor und bildete den Himmel. Die schwere und verschleierte Luft aber sank hinab und bildete die Erde. Aus der Vereinigung der winzigen Partikel entstanden **Yin** und **Yang**, die zusammenwirkenden und sich gleichzeitig gegenseitig bekämpfenden Kräfte der Finsternis und des Lichts, der Kälte und der Wärme, der Nachgiebigkeit und der Festigkeit.

Im Yin und Yang haben die vier Jahreszeiten und die ganze Vielfalt der Dinge ihren Ursprung.

Die belebten Geschöpfe und die unbelebten Gegenstände wurden aus ein und demselben Material erschaffen. Sie sind die materielle Substanz der „Lebensenergie“ (**Qi**), ihre Manifestation. In den klassischen Abhandlungen wird das Qi bisweilen als der energetische Weltozean bezeichnet. Der Mensch gleicht darin einer kleinen Eisscholle, die aus einigen Tropfen Wasser erstarrt und dazu verurteilt ist, mit der Zeit in ihren ursprünglichen Zustand zurückzukehren. In seiner „energetischen“ Vergegenständlichung besteht das Qi aus Partikeln, die in ihren Verbindungen Myriaden verschiedener Formen bilden können.

Der Taoismus wurde durch einen kulturellen Impuls ergänzt, dessen Kraft ebenfalls bis in die heutigen Tage klar erkennbar ist, dem Konfuzianismus. **Kung-fu-tse**, wie seine Schüler ihren Meister nannten, lebte von 551 – 479 v.Chr. und entwickelte auf der Basis der alten, überkommenen Wertvorstellungen und Grundsätzen chinesischer Kultur eine Lehre vom sittlichen Verhalten der Menschen untereinander. Menschlichkeit ist die höchste Tugend und die Gesetze der Moral ebenso natürlich wie die Abläufe der Natur selbst. Als Mittel der Erziehung der Menschen dienen die Sitten, die eine in sich harmonische Persönlichkeit formen sollen. Die für den Konfuzianismus so ausgesprochen wichtige und typische Etikette drückt als äußere Haltung nur die innere aus und soll dem einzelnen nicht Zwang, sondern Sicherheit und Geborgenheit sein. Anvisiert wird stets die „rechte Mitte“ des Verhaltens, denn

*Ehrerbietung ohne Form wird Kriecherei, Vorsicht ohne Form wird Furcht, Mut ohne Form wird Auflehnung, und Aufrichtigkeit ohne Form wird Grobheit.*

Die Harmonie der Persönlichkeit ist die Grundlage für die Harmonie der Familie, die der Familie für die Harmonie des Staates und die des Staates für die Harmonie der Welt. Es ist unschwer zu erkennen, dass der Konfuzianismus einen Hang zum Konservatismus in sich trägt und infolgedessen von Fürsten und Regierungen immer wieder zur politischen Systemstabilisierung missbraucht wurde. Die Etikette – eigentlich Ausdruck einer inneren Haltung – verdarb wiederholt zum Machtmittel einer sozialen Elite.

### **Der taoistische Meister LAO TSE und sein Schüler, der Feldherr SUN TSU**

Zurückgezogen und dem Tao ergebene Weise sind bereits in früherer Zeit anzunehmen, aber mit Lao Tse und seinen in Form einer Aphorismensammlung zusammengetragenen Weisheiten, „**Tao-Te-King**“, begann im 4. Jahrhundert v.Chr. ein steiler Anstieg der Popularität der taoistischen Lehre.

Lao Tse kann mit seiner Lehre als taoistischer Gegenspieler zum Konfuzianismus begriffen werden. Kultur war für ihn keine Kultur, die Tugenden keine Tugenden und das Wissen kein Wissen. Tugenden seien in Wirklichkeit nur formelle Sittenvorschriften, die vor Heuchelei und Überhebung triefen, und das Wissen sei hohle Vielbelesenheit, die von Einbildung und Spitzfindigkeit zeugen. Lao Tse fühlte kein „Unbehagen in der Kultur“, er fühlte vielmehr Unbehagen in der „Unkultur“. Er fühlte Sehnsucht nach der wahren Kultur, der inneren Kultur: die war für ihn Tao.

Tao symbolisiert die Weltharmonie und das innere Gleichgewicht. Die richtige Auffassung vom Tao und die Verkörperung dieses „Weges“ im Leben bezeichnet man als **Te**. Die Beherrschung des Te ist nach Meinung Lao Tses gleichbedeutend mit dem Erreichen des Zustands völliger Natürlichkeit, des Verschmolzenseins mit der Natur. Der Zustand der

Natürlichkeit, der natürlichen Entspannung, stellt sich nach der taoistischen Naturphilosophie durch die Harmonie mit der Natur und als das Ergebnis des richtigen Umgangs mit der körperlichen Qi-Energie ein. Dafür ist es notwendig, die im Körper verbreitete Energie Qi zu beherrschen, d.h. die Fähigkeit zu erlernen, sie zu steuern, sie auszuströmen und sie aus dem kosmischen Ozean aufzusaugen. Da der geschulte Geist und die gereinigte Energie sich nur an einem ehrwürdigen Ort einfinden, muss man sich in jeder erdenklichen Weise um seinen Körper kümmern, ihn hüten und entwickeln. Nur so kann sich ein mit der Natur harmonisiertes Ganzes herstellen.

*Wird doch ein Betrunkener beim Sturz von einem Fahrzeug, selbst wenn der Sturz sehr schwer war, nicht zu Tode kommen. Seine Knochen und Gelenke sind die gleichen wie bei anderen Menschen, aber die Verletzungen sind anders, weil seine Seele ungeteilt war. Er saß im Wagen, ohne sich dessen bewusst zu sein, und er stürzte unbewusst herab. Gedanken über Leben und Tod, Erstaunen und Furcht hatten keinen Platz in seiner Brust, deshalb wurde er, als er herabstürzte, nicht von der Furcht erdrückt. Wenn der Mensch eine solche Unversehrtheit durch den Wein gewinnen kann, welche Unversehrtheit muss er dann erst von der Natur erhalten können? Der weise Mensch verschmilzt mit der Natur, deshalb kann nichts ihm schaden.*

Der Mensch, der das „natürliche Gesetz“ erfassen möchte, sollte vor allem nichts Überflüssiges tun. Keinerlei Betriebsamkeit, keine Versuche, gegen den Strom zu schwimmen oder mit großer Härte zu kämpfen. Man muss durch die „richtige“ Untätigkeit siegen. Dieses Prinzip des **Wu Wei** (Nicht-Handeln) wird taoistisch durch die Prinzipien **Pu Yen** (Nicht-Reden) und **Wu-nien** (geistige Leere) vervollkommen. Der Taoist gemäß Lao Tse ist zurückhaltend, nachgebend, unergründlich und von unerschütterlicher Ruhe. Er kennt weder Liebe zum Leben noch Hass oder Furcht gegenüber dem Tod.

*Tod und Leben – das ist ein unausweichliches Schicksal. Sie sind so natürlich wie der ständige Wechsel von Nacht zu Tag.*

Lao Tse lebte in der Epoche der „Kämpfenden Staaten“ (481 – 221 v.Chr.). Das mächtige Reich der **Tschou**, das unter der Oberhoheit dieser Dynastie ursprünglich in unzählige kleine Lehnstaaten eingeteilt war, entwickelte sich in dieser Zeit zu einem Staatenbund einer Anzahl von Großstaaten, die untereinander verbittert um die Alleinherrschaft rangen. Aus den blutigen Wirren des Reichs der Tschou ist uns ein Buch überliefert, das „Die Kunst des Krieges“ heißt und von einem chinesischen Feldherrn namens **Sun Tsu** verfasst sein soll. Sun Tsu, der als Urahn aller asiatischen Kampfkünste gilt, muss nach Lao Tse gelebt haben, denn sein Werk ist durchdrungen vom philosophischen und politischen Denken des „Tao Te King“, und ähnelt diesem großen taoistischen Klassiker auch insofern, als es ebenfalls aus einer Sammlung von Aphorismen besteht. Im alten China erschien es angemessener, in Sinnsprüchen anzudeuten und jedem einzelnen selber zu überlassen, auszudeuten. In der Interpretation solcher Sinnsprüche spiegelt der Lesende zwangsläufig seine eigene Person, was das Verständnis chinesischer Literatur für das Abendland beträchtlich erschwert.

Sun Tsu war durchdrungen vom geistigen Leben seiner Zeit. Für ihn hatte die naturverbundene Friedfertigkeit des Taoismus genau so Geltung wie das konfuzianische Ideal der Rationalität, der Kontinuität und der Bewahrung der Institutionen. Das chinesische Militärwesen diente eher dazu, kulturelle Formen zu erhalten, als fremde Länder zu erobern, und Mäßigung war einer ihrer ständigen Grundzüge. Trotzdem war die chinesische Antike angefüllt mit kriegerischen Auseinandersetzungen, was sich insbesondere von der Lebenszeit des Sun Tsu sagen lässt. Sun Tsu stand als Feldherr also vor dem Problem, den Bogen

zwischen der Friedfertigkeit und Introvertiertheit des Taoismus und der Wildheit und den Greueln des Krieges zu schlagen. Sun Tsu gelang der Abbau dieses Spannungsbogens, indem er Strategie und Taktik seiner Kriegführung direkt aus den taoistischen Prinzipien ableitete.

Zur Veranschaulichung der Taktik, wie Sanftheit und Nachgiebigkeit die grobe Kraft besiegen, gibt es in der taoistischen Literatur zahlreiche Bilder: der Bambus, der sich im Sturme biegt, aber nicht bricht; die Weide, die schwere Schneelasten abwirft usw. Doch das älteste und universalste Symbol für „stille“ Kraft ist das Wasser, die gegenständliche Verkörperung der taoistischen Lebensphilosophie schlechthin. In Lso Tse's „Tao Te King“ heißt es:

*Das Wasser ist das weichste und schwächste Wesen in der Welt, doch in der Überwindung des Festen und Harten ist es unbesieglich, und nichts in der Welt ist ihm vergleichbar.*

Vom Wasser galt es zu lernen. Statt zu versuchen, den Gegner direkt zu überwältigen, empfiehlt Meister Sun, ihn mit Kriegslist zu zermürben, indem man Z.B. taktisch flieht. Die Mann-zu-Mann-Schlacht ist für ihn nur ein letzter Ausweg. Es ist die innere Distanz von allem äußeren Geschehen, die Sun Tsu favorisiert und die die „Unergründlichkeit“ hervorruft, das innere Losgelöstsein, das die Taoisten kultivieren, um eine unpersönliche Sicht der objektiven Wirklichkeit zu erlange. Aus ihr heraus resultiert die innere Unerschütterlichkeit des Geistes als Gewähr der inneren Harmonie:

*Alle Finsternis der Dinge verdient es nicht, dass man ihretwegen sein Herz erregt; deshalb ist der Weise ganz ruhig. Wenn das Wasser ruhig ist, sieht man deutlich in ihm jedes Härchen des Bartes und der Brauen. Seine Oberfläche ist glatt, und der große Meister nimmt es als Vorbild. Wenn das Wasser in Ruhe rein ist, so gilt das für die Vernunft um so mehr. Das Herz des Weisen in Ruhe – das ist ein Spiegel des Himmels und der Erde, ein Spiegel der ganzen Finsternis der Dinge. Sind doch die Leere, die Ruhe, die Unerschütterlichkeit, der Gleichmut, die Einsamkeit, die Stille, das Nichts-Tun der Pegel des Himmels und der Erde, das Höchste von allen Eigenschaften der Natur.*

Formlosigkeit, Unergründlichkeit, Unerschütterlichkeit und Fließen werden für Sun Tsu zu strategischen Mitteln der Kriegführung:

*Streitkräfte haben keine feststehende Formation, Wasser kennt keine beständige Form. Wer fähig ist zu siegen, indem er sich dem Gegner entsprechend wandelt und anpasst, verdient es, ein Genie genannt zu werden.*

Nach taoistischem Verständnis ist es der nüchterne, zurückhaltende, ruhige, gleichmütige Krieger, der gewinnt, nicht der Hitzkopf und Glücksritter. Im „Tao Te King“ heißt es:

*Jene, die das Rittertum beherrschen, sind nicht militaristisch gesinnt; jene, die erfolgreich Schlachten schlagen, werden nicht zornig; jene, die es verstehen, die Oberhand über den Gegner zu behalten, bleiben in ihrem Inneren unberührt.*

Das taoistische Prinzip des Wu-wie, des Nicht-Handelns, wird von Sun Tsu militärisch interpretiert. Die Kunst des Krieges besteht danach genau so sehr darin, zu wissen, was nicht zu tun ist, wie auch darin, zu wissen, was zu tun ist und wann es zu tun ist. Wu-wie bedeutet für Sun Tsu die Vermeidung nutzloser Aktivitäten zugunsten von Ruhe und Besonnenheit,

und Vertrauen auf die Intuition, die den richtigen Zeitpunkt für das entscheidende militärische Handeln erkennt. Taoistisch abgeklärt gibt Sun Tsu auch dem vollkommenen Heer keine Garantie für den Sieg, misst aber der Initiative, dem zielstrebigem Angriff, eine hohe Bedeutung zu, wenn sie gemäß des Wu-wie-Pinzips zum richtigen Zeitpunkt ausgeführt wird:

*Die Unbesiegbarkeit liegt bei dir selbst, die Möglichkeit des Sieges liegt bei dem Gegner. Deshalb vermag derjenige, der gut kämpft, sich unbesiegbar zu machen, doch er kann den Gegner nicht zwingen, sich unter allen Umständen besiegen zu lassen. Deshalb heißt es auch: Den Sieg zu kennen ist möglich, doch ihn zu erlangen kann unmöglich sein. Unbesiegbarkeit ist eine Verteidigungshaltung; die Möglichkeit zu siegen ist der Angriff. Wenn man sich verteidigt, so liegt darin ein gewisser Mangel. Wenn man aber angreift, so liegen darin ungeahnte Möglichkeiten.*

Sun Tsus kriegerische Taktik bestand in der Tarnung der eigenen Absichten, der blitzartigen Ausführung situationsadäquater Aktionen und der Kombination von Standardhandlungen mit kühnem Improvisieren. Wer sich auf den Kampf vorbereitet, so lehrt Sun Tsu, darf nicht nur an die eigene Stärke oder an die Schwäche des Gegners denken. Ablenkung, Irreführung und kämpferische Schläue können als taktische Mittel dazu führen, dass der Schwache den Starken besiegt:

*Kampf, das ist der Weg der Täuschung. Deshalb verhalte dich so: Auch wenn du etwas kannst, dann verhalte dich dem Gegner gegenüber so, als ob du es nicht könntest. Wenn du etwas ausführen willst, dann lass den Gegner annehmen, es sei noch fern, auch wenn es nah ist. Und wenn es fern ist, lass ihn denken, es sei nahe. Täusche ihn so, dass er glaubt, er sei im Vorteil. Bring ihn in Verwirrung und nutze diese Gelegenheit. Wenn bei ihm alles in Ordnung ist, halte dich in Kampfbereitschaft. Ist er stark, dann weiche ihm aus. Ist er in Wut geraten, dann bringe ihn in Verwirrung. Macht er einen unterwürfigen Eindruck, dann stachle seinen Ehrgeiz an. Sind seine Kräfte frisch, so mache ihn müde. Ist er eifrig und konzentriert, so lenke ihn ab. Stürze dich auf ihn, wenn er nicht kampfbereit ist. Greif ihn an, wenn er es nicht erwartet.*

Ohne Übertreibung kann man sagen, dass Sun Tsus Buch „Die Kunst des Krieges“ als Schablone für Theorie und Praxis aller nachfolgenden chinesischen Zweikampfkünste diente. Es ist die Quintessenz der Weisheiten des „Wushu“ (Komplex der klassischen Kampfkünste in China).

Bei den chinesischen Armeemitgliedern konnte in der Periode der „Streitenden Reiche“ im Gegensatz zu ihrer Militärführung von einer „taoistischen Durchdringung“ keine Rede sein. Die Priorität der Körperkräfte über die Technik und über die Fähigkeit zu innerer Konzentration war unübersehbar. Die technische Zweikampfausbildung in der Armee des alten China lässt sich mit der Ausbildung der Krieger im antiken Griechenland vergleichen. Der Schwerpunkt liegt auf der Beherrschung der Waffe. Für den Fall, dass die Waffe nicht benutzt werden konnte, musste jeder Soldat auch mit bloßen Händen kämpfen können. Wenn wir den damaligen Entwicklungsstand der chinesischen waffenlosen Kampfkunst in seiner reinen, in der Armee angewandten Form anschauen, so gibt es viele Gemeinsamkeiten mit dem griechischen Pankration. Das ist auch keineswegs erstaunlich, da ja die rein praxisorientierte Art zu kämpfen und ihre europäischen Entsprechungen das gleiche Ziel hatten: die Erziehung eines gut ausgebildeten Soldaten.

### Taoistische Medizin, Qi Gong und Tai Ji Chuan

Als theoretische wie auch praktische Grundlage aller chinesischer Zweikampfformen diente die taoistische Vorstellungswelt von der Funktionsweise des menschlichen Körpers. Sie brachte eine medizinische Wissenschaft hervor, die sich von unserer westlichen Auffassung von den Funktionsweisen des menschlichen Körpers und der Behandlungsweise von Krankheiten von Grund auf unterscheidet. Lange Zeit als pure Scharlatanerie verpönt, wird die chinesische Medizin heutzutage im Westen in immer größeren Zusammenhängen anerkannt und von aufgeschlossenen Ärzten in ihre medizinische Praxis integriert.

Nach den Vorstellungen taoistischer Medizin sind im Mikrokosmos des menschlichen Körpers wie im gesamten Weltall die Kräfte Yin und Yang wirksam. Die inneren Organe des Menschen werden in Yang- und Yin-Organen aufgeteilt und stehen untereinander in Verbindung. Im Organismus gibt es eine große Anzahl von Akupunkturpunkten, die in den Tiefen des Zellgewebes liegen und physiologisch betrachtet als empfindliche Punkte jeweils bestimmten Organen reflektorisch zuzuordnen sind. Sie sind durch „energetische Meridiane“ miteinander verbunden: gedachte Linien oder Punktzeilen über den Körper verteilt, die die Lebenstätigkeit eines Organs beeinflussen können. Die Kenntnis der Lage dieser Punkte bildet die Grundlage für die Technik der Akupunktur und der Akupressur. „Qi“ ist die Lebensenergie des Menschen, seine Vitalität. Sie zirkuliert im menschlichen Körper, indem sie wellenförmig alle zwölf Meridiane der inneren Organe durchströmt.

Die Taoisten betrachteten die Sterblichkeit des Menschen lange Zeit als ein zu lösendes und zu überwindendes Problem. Jahrhundertlang suchten sie vergeblich nach dem Elixier der Unsterblichkeit und der Ewigkeit des individuellen Seins. Im Rahmen dieser Bemühungen nahm die Arbeit mit der Lebensenergie Qi eine Schlüsselstellung ein und es entstand schließlich die „Lehre von der Tätigkeit des Qi“ – **Qi Gong**. Ihr Ziel war es, die Lebensenergie Qi zu sammeln und zu verstärken und die Bewegung und Aktivierung aller physiologischen und psychischen Prozesse zu kontrollieren und zu lenken.

Zum System des Qi Gong gehörten neben der Meditation noch Diätvorschriften und aktive Arbeit am Körper, da nach taoistischer Vorstellung ein schwacher Körper keine würdige Heimstatt für höchste Weisheit und geistige Vollkommenheit sein kann. Der wesentliche Eckpfeiler des Qi Gong ist jedoch die Lehre von der Atmung, da die Atmung als Träger der lebensspendenden Energie Qi gilt. Es wurden zahlreiche Atemübungen entwickelt, die sich vielfach auf den unteren Teil des Bauches (chinesisch: Dantian / japanisch: Hara) konzentrierten. Der Bauch gilt als der Mittelpunkt der Lebensenergie im Körper und jede tiefe Einatmung soll den Organismus energetisch aufladen.

Die Anwendung der Kenntnisse taoistischer Medizin und die Praxis des Qi Gong gehörten zum Lebensalltag der gebildeten Chinesen. Von der Beherrschung des Qi hing schlichtweg die Meisterung des Lebens ab. Eine kämpferische Ausrichtung des Qi Gong war aber vorerst nicht zu erkennen. Das änderte sich spätestens mit den Erkenntnissen des Feldherrn Sun Tsu, der – wie wir gesehen haben – die taoistische Lehre kämpferisch wendete. In diese Zeit ist der Beginn einer historischen Entwicklungslinie zu verorten, die sich parallel zu den heilgymnastischen Qi Gong-Übungen kämpferisch zeigte.

Auf der Suche nach Methoden zur Steuerung des Qi und damit zur Aktivierung und Vergrößerung der zur Verfügung stehenden Lebenskraft beobachteten die taoistischen Lehrer auch die Eigenarten und das Verhalten der Tierwelt. Manche Tiere scheinen über eine hohe Qi-Vitalität zu verfügen. Das Interesse bestand darin, zu erfassen, in welcher spezifischer Weise

die Qi-Energie durch den Körper des betreffenden Tieres, z.B. des Tigers, strömt und sein Verhalten bestimmt: sich auf die Erde zu kauern, ein Opfer anzuspringen, mit den Pfoten zuzuschlagen, mit den Zähnen zuzubeißen und mit den Krallen zu zerreißen.

Die Besonderheiten der energetischen Aufladung und der Bewegungen des Tigers wurden in ihrer Essenz erfasst und der Versuch unternommen, das so erkannte Wesen des Tigers im Rahmen der geistig-körperlichen Besonderheiten des Menschseins aufzunehmen und nachzuvollziehen. Für die sich kämpferisch orientierenden Qi Gong-Meister dürfte es auf dieser Basis kein allzu großer Entwicklungssprung gewesen sein, die für die Entstehung der verschiedensten chinesischen Kampfschulen so überaus wichtigen Anfangsgrundlagen der „Tierstile“ zu schaffen: Tiger, Leopard, Schlange, Kranich, etc.

Da sie in der Regel über einen fundierten Kenntnisstand der damaligen Medizin verfügten, war es ihnen auch möglich, das Wissen um die Akupunkturpunkte, die energetischen Meridiane und die Qi-Ströme nicht nur als heilbringende, sondern kampforientiert ebenso als zerstörerische Kraft zu betrachten und zu nutzen. Ebenso konnten die Techniken der Meditation und die Atemübungen kämpferisch als Psyche und Physis vereinheitlichendes und stärkendes Training ausgerichtet werden.

Die taoistischen Kenntnisse über die Technik und Methodik des Kampftrainings wurden jedoch nicht zum Allgemeingut des Wissens der damaligen Zeit, sondern umgaben sich durch die Jahrhunderte hindurch mit einer Atmosphäre undurchdringlicher Geheimhaltung. Eine exakte Verfolgung der historischen Linie taoistischer Kampfkunst ist deshalb leider bis zum heutigen Tag unmöglich. Ein deutliches Wiederauftauchen aus dem Nebel des Geheimnisvollen lässt sich erst mit der Entdeckung und Popularisierung des **Tai Ji Chuan** verknüpfen. Relativ zuverlässige Beweise für die Existenz des Tai Ji Chuan als eine Ansammlung heilgymnastischer, meditativ langsam ausgeführter Bewegungsformen, die durch ziemlich gar nichts an eine Kampfkunst erinnern. Die Lehre des Tai Ji Chuan zeigt uns ihre Verwurzelung im Schoße der klassischen Philosophie des Taoismus. In den Bewegungsübungen werden die Kräfte Yin und Yang detailliert ausgeglichen und harmonisieren den Übenden in ihrer gegenseitigen Ergänzung. Letztendliches Anliegen ist die praktische Beherrschung der Qi-Energien. Die Bewegungsformen stellen in der Tat eine aktive Meditation dar, die sich auffällig von der sitzenden Meditation unterscheidet. Ihre Andersartigkeit beruht auf der taoistischen Anschauung, dass Welt und Leben sich in unaufhörlicher, ständiger Wandlung befinden.. Wahrhafte Ruhe ist danach nur in der Bewegung zu finden und die weich ineinanderfließenden Tai Ji-Bewegungen gleichen dem unaufhörlich strömenden Wasser eines großen Stroms.

Wenn auch das Antlitz des Tai Ji Chuan heute geprägt ist von seinem heilgymnastischen Charakter, so muss es sich früher dennoch um eine Kampfkunst auf der Höhe des Zeitgeschehens gehandelt haben. Mehrere Meister des Tai Ji Chuan standen zu ihren Lebzeiten im Ruf der Unbesiegbarkeit. Ein Lehrer fasst die Bedeutung dieser Wandlung so zusammen:

*Viele praktizieren heute das Tai Ji Quan, aber das ist nicht das echte Tai Ji. Beim echten Tai Ji ist dein Arm wie ein mit Watte umwickeltes Eisen. Er ist sanft, aber er scheint jedem unermesslich schwer, den er trifft. Diese Eigenschaft wird beim „Stoßen mit den Armen“ wahrgenommen. Wenn du einen Gegner nur leicht berührst, sind deine Arme sanft, doch er vermag ihnen nicht zu entgehen, wie sehr er sich auch bemüht.*

Die Einfachheit der heilgymnastischen Bewegungsformen des Qi Gong wie auch des Tai Ji Chuan bietet eine einfache und breite Eingangspforte zu einer Materie, die ein überaus kompliziertes und vielschichtiges taoistisches Weltbild beinhaltet. Seine Auslotung kann ohne weiteres ein ganzes Menschenleben erfüllen und weist in seiner praktischen Handhabung nicht nur im Rahmen der Kampfkunst in das Reich des Erstaunlichen.

### Siddhartha Gautama Buddha

Als dritte Lehre, die neben dem Konfuzianismus und dem Taoismus erheblichen Einfluss auf die chinesische Kultur ausübte, ist der Buddhismus zu nennen. Siddhartha Gautama Buddha lebte ca. 560 – 480 v.Chr. in Indien. In seiner Lehre ging Buddha davon aus, dass das Leben eine Kausalkette des Leidens ist. Dieses Leid entsteht durch die Begierde. Erst wenn es gelingt, die Begierde zu beherrschen, kann die Kette durchbrochen werden und der Kreislauf von Geburt und Wiedergeburt erlischt. Der Gläubige ist „erwacht“ und geht befreit ein in die Erlösung, das „**Nirwana**“. Dieser Ort der absoluten Ruhe ist nur durch Einsicht und Erkenntnis der illusionären Beschaffenheit dieser Welt zu erreichen. Erkenntnis und Freiheit von Illusion und äußeren Einflüssen wiederum ist nur zu erlangen in meditativer Versenkung. Die Lehre Gautama Buddhas kam etwa im 1. Jahrhundert v.Chr. nach China, allerdings schon in der entwickelteren Form des Mahayana-Buddhismus. **Hinayana** und **Mahayana** („Kleines Fahrzeug“ und „Großes Fahrzeug“) sind die beiden Hauptrichtungen des Buddhismus. Das Hinayana ist die ältere, ursprünglichere und strengere Form, die nur einen einzigen Buddha kennt. Ausgangspunkt des Hinayana ist das Leid der Existenz und der schwere, von Buddha aufgezeigte Pfad, das Leid zu überwinden. Jeder muss selbst dafür Sorge tragen, ins Nirwana zu kommen, was angesichts der Beschwerlichkeit des Pfades nur wenigen gelingt. Nur diese Auserwählten haben Platz auf dem „Kleinen Fahrzeug“ zum Nirwana.

Die tolerantere Mahayana-Lehre bietet dagegen Vielen einen Raum für ihr spirituelles Leben. Ziel der Mahayana-Buddhisten ist es, ein **Bodhisattva** zu werden. Das ist jemand, der die Fähigkeit erlangt hat, anderen den Weg zum Heil zu zeigen. Weiterhin kennt der Mahayana-Buddhismus ein riesiges Pantheon von Göttern und war für die Aufnahme von Ritualen und Kulturen offener als die strengere Hinayana-Lehre.

In seiner frühen Phase wurde der Buddhismus in China durch Wandermönche gepredigt, die vereinzelt auch schon Klöster gründeten. Die Missionsmönche galten allerdings als Menschen zweiten Rangs aus einer für chinesische Begriffe niederen gesellschaftlichen Klasse. Die Mönche erreichten mit ihrer Mission daher eher die mittleren und vor allem die unteren chinesischen Volksschichten. Eine Schwierigkeit der Missionierung bestand darin, dass einige buddhistische Postulate im Widerspruch zu alten chinesischen Traditionen und Gebräuchen standen. Während der buddhistische Mönch sich zum Beispiel den Kopf rasieren musste, verbot der gesellschaftlich einflussreiche Konfuzianismus, das natürliche Aussehen zu „verunstalten“. Auch musste der buddhistische Mönch das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen, während man in China, wo der Vorfahrenkult blühte und eine große Kinderschar erwünscht war, das Fehlen von Nachkommen als eine Strafe des Himmels ansah und das Zölibat fast in die Nähe des Kindermordes stellte. Dennoch schlug der Buddhismus allmählich Wurzeln, da seine Jenseitslehre großen Anklang fand. Zum einen gab sie den Chinesen durch die Verheißung des Nirwana eine bis dahin unbekannte Hoffnung. Zum anderen erklärte die buddhistische Lehre, dass all die großen Beamten und Oberen, die so viel Unrecht gegen das Volk begingen und das Volk ausnutzten, durch ihr untugendhaftes Leben bei der nächsten Wiedergeburt in schlechter Gestalt oder niederer Stellung geboren würden und die Strafe für all ihre Übeltaten zu erleiden hätten. Die Armen aber, denen schuldlos Unrecht geschieht und

die sich trotzdem auf dem Pfad der Tugend bewegen, würden im nächsten Leben in hoher Stellung geboren werden und ein angenehmes Leben führen.

### **Bodhidharma**

Ob Bodhidharma („der durch die Lehre Erleuchtete“), dessen Name die Legende mit der Begründung der buddhistischen Shaolin-Kampfstile in Verbindung bringt, überhaupt jemals wirklich gelebt hat, ist ungewiss. Wenn man den Quellen, in denen er Erwähnung findet, Vertrauen schenkt, stammte Bodhidharma aus Südindien und gehörte dort zur gesellschaftlich Ton angehenden Brahmanen-Kaste.

Als buddhistischer Missionsmönch kam er in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung nach China. Er bekam dort ein Land zu sehen mit einer alten, vielschichtigen taoistisch-konfuzianistischen Kultur, großartigen Schlössern und Tempeln und bisweilen geschmähete, aber satte Mönche. In diesem Land bedurfte eigentlich niemand zusätzlicher Predigten über das Wort Buddhas.

Bodhidharma studierte den Taoismus und den Konfuzianismus, die beide seine buddhistische Gedankenwelt beeinflussten und veränderten. Gegen Ende des 5. Jahrhunderts fand er Aufnahme in dem kleinen Kloster Shaolin, das sich in der Provinz Honan im Norden Chinas befand. Der Shaolin-Tempel wurde kurze Zeit vorher gebaut – und zwar nicht für Bodhidharma, sondern für einen anderen, bekannten Meditationsmönch aus Indien, der sich gleichfalls der Verbreitung der buddhistischen Lehre verschrieben hatte. Die Legende sagt, Bodhidharma habe sich dort neun Jahre lang in der Versenkung geübt, indem er eine Wand anstarrte. Angeblich riss er sich dabei die Augenlider aus, um zu verhindern, während der Meditation einzuschlafen, und da, wo sie hinfielen, sei ein Teebusch gewachsen. Danach wurde der Tee das traditionelle Getränk der Mönche.

Trotz der nachträglichen üppigen und farbenprächtigen Legendenbildung blieb Bodhidharma zu seinen Lebzeiten fast unbekannt – er selbst hatte angeblich nicht mehr als zwei oder drei Schüler. Der Grund für seine Berühmtheit besteht darin, dass ihm der Entwurf des „**Chan**“-Buddhismus zugeschrieben wird.

Während im orthodoxen Buddhismus der Weise, der die höchste Wahrheit erreicht hat, die Kette der irdischen Wiedergeburten zerreißt und in das Nirwana, in das Reich des unaussprechlichen Glücks, eingeht, lehnt sich der Chan-Buddhismus eng an die Vorstellungen des Mahayana-Buddhismus an: Nachdem der Mensch durch Meditation oder unter der Einwirkung eines äußeren Schlüsselerlebnisses eine intuitive „Erleuchtung“ erreicht hat, scheidet er nicht aus dem realen Leben aus, sondern erlangt nur eine andere Sicht der Realität, eine Sicht auf höherem Niveau, gekoppelt mit geistigem Gleichgewicht und einer Ruhe, die durch keine Stürme und Gewitter mehr erschüttert werden kann.

Genauso wie der Taoismus, der als ein organischer Bestandteil in die Kultur des Chan eingegangen ist, halten auch die Chan-Buddhisten die Große Leere, das Nicht-Sein, die Illusion für den Ursprung der Welt. Nach der Chan-Lehre ist die sichtbare Welt immer in Bewegung, die unsichtbare, wahre Welt aber immer in Ruhe. Alles in der Welt besteht aus **Dharma** – immateriellen, unsichtbaren Elementen, die zahlreiche, unerschöpfliche Kombinationen eingehen. Der Strom des Dharma bildet die Persönlichkeit des Menschen und realisiert das Gesetz des **Karma**, wonach die endlose Folge von Wiedergeburten des Lebewesens durch seine Taten in den vorangegangenen Leben bestimmt wird. Dementsprechend hängen auch die künftigen Wiedergeburten vom jetzigen Leben ab.

Natürlich besteht für den Buddhisten das Ziel des Menschlebens darin, den Kreis der **Sansaras** (des irdischen Daseins, den Ort der Leiden) zu durchbrechen und das Nirvana (den Ort der Ruhe) durch Selbstvervollkommnung und Zügelung der Leidenschaften zu erreichen. Und es gibt nicht nur einen einzigen Weg der Selbstvervollkommnung. Es kann der Weg eines Mönches sein, der Weg eines Einsiedlers, der Weg eines Weisen oder der Weg eines Kriegers. Auf seinem Weg muss der Mensch, indem er die nur in der Illusion bestehende Welt als den „Körper Buddhas“ erfasst, das Wahrhaft-Seiende nicht jenseits der Grenzen des irdischen Seins begreifen, sondern in der ihn umgebenden Wirklichkeit. Das „Wesen Buddhas“ muss er erkennen in der Blüte, im Gras, im Mond und in den Sternen, vor allem aber in sich selbst. So wurde die Selbsterkenntnis zum Grundpfeiler in der Mönchspraxis des Buddhismus.

Bodhidharma war bestimmt kein Lehrer der Kampfkünste, aber er hatte ein Einsehen in die Strapazen stundenlanger Sitzmeditation und legte Wert darauf, dass die Mönche sich in der Zeit zwischen ihren Meditationen körperlich betätigten. Er schuf ein ausschließlich der Körperertüchtigung dienendes Übungssystem, was im übrigen der chan-buddhistischen Vorstellung von der Einheit von Geist, Seele und Körper entsprach.

### **Das Kloster Shaolin und die Geschichte seines Kampfstils**

Zur Zeit Bodhidharmas waren die Straßen Chinas voll von umherstreifenden Mönchen, die ausschließlich von Almosen lebten und manchmal für sich oder für ihren Tempel kleine Geldsummen sammelten. Diese eifrigen Anhänger der Lehre Buddhas waren eine leichte Beute für Straßenräuber, Militärpatrouillen und bisweilen auch für Rowdies aus dem nächstgelegenen Ort. Für einen Mönch mit einem Almosenbeutel, in dem Silberstücke und Kupfermünzen klimpern, war es durchaus nicht ungefährlich, allein im Lande umherzuziehen. Während die Krieger und Kriminellen mit Schwert, Lanze und/oder Streitaxt durch die Gegend zogen, konnte sich der Mönch nur auf die Kraft seines Gebets und die Stärke seines Körpers verlassen. Nach dem Statut des buddhistischen Klosters durfte der Mönch zum persönlichen Gebrauch nämlich nur wenige vorbestimmte Gegenstände besitzen, z.B. ein Lämpchen, einen Gebetskranz, eine Zündschnur zum Feuermachen und andere für kriegerische Handlungen wenig geeignete Gegenstände. Das Kloster selbst war als Festung gebaut, um die Mönchsgemeinschaft vor den Truppen der sich befeindenden Feudalherren und größeren Räuberbanden zu schützen. Wer kann es den Shaolin-Meistern nach Bodhidharma verübeln, dass sie die Potentiale, die der Chan-Buddhismus beinhaltete und anbot, benutzten und in unruhigen Jahren zum Zwecke ihres Selbstschutzes ausbauten? Das System der Körperübungen Bodhidharmas wurde zu einer systematischen Ausbildung der allgemeinen Kräftigung des Körpers entwickelt und sollte so eine höhere Effizienz der Reinigung des Geistes bewirken. Zunehmend mit Selbstverteidigungselementen angereichert wurde aus dem Konzept der Kräftigung des Körpers allerdings das Training waffenloser Kampfkunst. Auf der Basis eines in allen Teilen gestählten Körpers entwickelte sich ein überaus durchsetzungsfähiger waffenloser Kampfstil, dessen Eigenart geprägt wurde von Geradlinigkeit, Kraft, Schnelligkeit und Härte.

In dieser historischen Periode trennte sich die chan-buddhistisch geprägte Kampfkunst entscheidend von ihrem taoistischen Gegenstück. Nach taoistischer Vorstellung muss die Selbstverteidigung vor allem mit der Natur des Menschen in das richtige Verhältnis gebracht werden. Da unser Körper größtenteils aus Flüssigkeit besteht, das heißt aus Wasser, ist die Entwicklung reiner Krafteigenschaften und äußerer Härte für den Taoisten eine dem Prinzip nach fernliegende Aufgabe. Das Wasser kann trotz seiner scheinbaren Weichheit und Nachgiebigkeit aus seiner Natur heraus ungeheure Kräfte entwickeln. Deshalb waren die

Taoisten bestrebt, die verborgenen Ressourcen des menschlichen Organismus zu beherrschen. Die Chan-Buddhisten dagegen entwickelten den Körper zu einem muskelgestählten Kampfpanzer, der Kraft gegen Kraft setzt und durch den geradlinigen, massiven und technisch geschulten Einsatz des gesamten Körpers überzeugt.

Das Körpertraining und der äußere Kampfstil allein hätten sich historisch vielleicht nicht als Grundlage für die Entwicklung und Etablierung einer der weltweit mächtigsten Kampfkunstblüten durchsetzen können, wenn die Chan-Meister des Shaolin-Klosters nicht parallel zum Körpertraining eine kampforientierte Akzentuierung der geistigen Disziplinen des Buddhismus vorgenommen hätten. So wurde besonderer Augenmerk auf die Kunst der Konzentration und die Mobilisierung des Willens, die Entschlossenheit und die Beherrschung der Lebensenergie gelegt, bei der das taoistisch entlehnte Vermögen, den Energiestrom Qi zu kontrollieren und zu lenken, eine Hauptrolle spielte. Das Training der Psyche ging aber noch in andere Dimensionen. Durch die tägliche Auseinandersetzung mit den buddhistischen Vorgaben der „Großen Leere“ und dem dazugehörigen „Nicht-Sein“ des eigenen Ichs, den Illusionen der Alltagswelt und dem Verschmelzen mit dem Weltall, gerät der Geist in einen autosuggestiven Zustand, der ihn von allen Gedanken an Furcht und Tod befreit. Die Psychotechnik des Chan enthält zudem eine Vielzahl wohldurchdachter Methoden, den Geist von seiner buddhistisch nicht erwünschten Verschränktheit mit dem Intellekt und den Konstruktionen der formalen Logik zu lösen und zu „reinigen“. Priorität wird dem intuitivem Erkennen gegeben, das den Weg öffnen soll zur höchsten Ebene, der irrationalen Erleuchtung. Eine dieser Methoden bestand darin, den Schüler mit offensichtlich unlogischen Aussagen zu konfrontieren und ihn darüber meditieren zu lassen. Ein Chan-Meister pflegte bei seinen Auftritten vor der Mönchsgemeinschaft zu sagen:

*Wenn ihr ein Wort äußert, so werde ich euch 30 Schläge geben, äußert ihr kein Wort, ebenfalls 30 Schläge auf euren Kopf.*

Ein anderer Meister pflegte eine Hand emporzuheben und seine Schüler aufzufordern, das Klatschen der einen Hand zu hören etc.

Die Praxis des Zweikampfs bildete nach und nach die Hauptbeschäftigung der Shaolin-Bewohner. Die Vervollkommnung ihrer kämpferischen Qualitäten diente den Shaolin-Mönchen nicht nur als Weg zur Bestätigung der neuen Lehre, sondern wurde von den Chan-Meistern gemäß ihrer Vorstellung von dem in allem und überall präsenten Wesen Buddhas auch als vollwertiger Weg zur Selbsterkenntnis und Erleuchtung akzeptiert und gefördert. Obwohl der Chan-Buddhismus seine Kampfkunst zentral in das Shaolin-Klosterleben positionierte, hatte das psycho-physische Training keine aggressive Grundintention. Im Sinne eines effektiven Selbstschutzes war das Tod und Zerstörung bringende Potential aber ein durchaus erwünschtes Nebenprodukt.

Die Chan-Meister des Shaolin-Klosters waren nicht lange in der Lage, die buddhistisch geforderte Weltabgewandtheit gegenüber den politischen Dynamiken der damaligen Zeit zu behaupten, zumal den weltlichen Feudalherren die außergewöhnliche Kampfkraft der Klostermönche nicht verborgen blieb. Schon im 7. Jahrhundert wurde auf Bitten des Kaisers eine Abteilung von Mönchen für den Einsatz in seiner Armee zur Verfügung gestellt und der kaiserlichen Garde angeschlossen. Im Nahkampf machten sie sich dabei den Namen der Unbesiegbarkeit und verbreiteten so den Ruhm der Kampfkünste von Shaolin über ganz China.

Die Verwobenheit mit den weltlichen Geschehnissen brachte den Chan-Mönchen jedoch nicht nur Positives. Bei der Unterdrückung der Volkserhebungen der Jahr 874 – 901 führte die Regierung auch einen Schlag gegen die buddhistische Geistlichkeit, die sie für eine der Quellen des Aufruhrs hielt. Im Laufe dieser Strafaktionen wurden 4500 große buddhistische Klöster und etwa 40.000 Tempel zerstört und niedergebrannt. Auch Shaolin mit all seinen inzwischen entstandenen Tochterfilialen entging diesem Schicksal nicht. Die vorübergehend aus ihren Klöstern vertriebenen Mönche waren gezwungen, in weltlichen Behausungen Unterkunft zu suchen. In der ständigen Gefahr der Verfolgung vertauschten viele von ihnen die Mönchskutte mit einem einfachen Bauernkittel oder der Kriegerausrüstung.

Die Verfolgung des Buddhismus hatte bald ein Ende, doch Shaolin war nicht mehr die frühere einzigartige und hervorragende Akademie der Kampfkünste. Befreit von den Klostermauern drang ihr Wissen immer tiefer in die Volksmassen ein und erhielt hier einen prinzipiell neuen, weltlichen Charakter. Am Ende des 10. Jahrhunderts wurde gar der Versuch unternommen, den komplizierten Komplex des Shaolin-Kampfstils an die realen Möglichkeiten eines mittelmäßigen Soldaten anzupassen. Die neue Zweikampfschule wurde als **Changquan** („Lange Fäuste“) bezeichnet und bestand im wesentlichen aus einer begrenzten Anzahl von effektiven Faust-Fuß-Kombinationen. Obwohl sich der Stil nicht durch Originalität auszeichnete, blieb er über die Jahrhunderte hin der Lieblingsstil der Armee-Elite.

Im 13. und 14. Jahrhundert stand China durch den siegreichen Überfall der Truppen **Kublai Khans** unter mongolischer Fremdherrschaft. Der nationale Widerstand gegen die Mongolen wurde unter der Regie einflussreicher Geheimsekten organisiert, die im 13. Jahrhundert unter der Bezeichnung „**Weißer Lotos**“ verschmolzen. Sie verkündeten die Lehre von einem künftigen Messias, dem Buddha Maitreya. Da der Weiße Lotos dem Studium des Zweikampfes besondere Aufmerksamkeit widmete, und ihr Erlöser Maitreya als Schutzherr einer indischen Sekte galt, der auch der angebliche Shaolin-Begründer Bodhidharma angehört haben sollte, fühlten sich die Chan-Klöster trotz inhaltlicher Differenzen mit der Geheimgesellschaft verbunden. So verließen viele Chan-Mönche ihre Klöster, wurden zu aktiven Kämpfern des Weißen Lotos und gaben ihre Zweikampfkenntnisse an ihre neuen Mitstreiter weiter. Die meisten der Hunderttausende von Mitgliedern des Weißen Lotos hielten es jedoch für notwendig, sich zusätzlich zur waffenlosen Kampfkunst im Umgang mit Waffen zu üben.

In den Jahren von 1351 bis 1368 erfolgte der Volksaufstand der „**Roten Kopftücher**“, der sich den illegalen Tätigkeiten des Weißen Lotos verdankte und an dessen Spitze hervorragende Kampfkunst-Meister standen. Sie setzten der Herrschaft der Mongolen ein Ende. Ohne die kämpferischen Qualitäten dieser Meister schmälern zu wollen, muss allerdings gegen jede Mystifizierung der Ereignisse festgehalten werden, dass sich das militärische Niveau der Mongolen während der letzten Jahrzehnte ihrer Herrschaft über China in einem bedenklichen Tief befand. Ein Heer von nominell 1.000 Mann, das man gegen eine kleine Banditengruppe von kaum 50 Mann schickte, konnte diese nicht besiegen, denn von den tausend Mongolen konnten die meisten keine Waffe mehr benutzen, waren auch sonst schlecht ausgebildet und viele rückten überhaupt erst gar nicht ein. Solche Vorfälle wiederholten sich und bildeten die Grundlage für die politische Wende.

1368 kam die **Ming-Dynastie** an die Macht, mit der die Mönche von Shaolin von Beginn an enge Verbindungen unterhielten. Anfang des 15. Jahrhunderts wurde ein Shaolin-Mönch Leiter der kaiserlichen Geheimpolizei. Der Kreis seiner Agenten war außerordentlich groß und wurde in erster Linie durch Mönche aus Chan-Klöstern aufgefüllt, militarisierten Filialen von Shaolin, die über ganz China und sogar jenseits seiner Grenzen verstreut waren. Im ersten

Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts gelangen die shaolinschen Geheimpolizisten bis auf die dem japanischen Kaiserreich vorgelagerte Insel Okinawa, wo sie die Tradition der shaolinschen Kampfkunst einführten, den Prototyp des künftigen **Karate**.

Die Ming-Dynastie war in der Geschichte des shaolinschen Kampfstils eine Epoche methodischer Erweiterung und Vervollkommnung. In diese Zeit fällt eine gründliche Neubearbeitung der „Tierstile“ und eine spürbare Erweiterung der ursprünglichen Geradlinigkeit des Shaolin-Kampfstils:

*Stürme heran wie der Wind von den Bergen  
Versetze den Schlag und tritt unverzüglich zurück!  
Bewege dann wieder den ganzen Körper nach vorn.  
Du kannst versuchen, den Gegner zu treffen,  
mit kräftigem Ausatmen schlag mit der Hand.  
Du kannst die Ausatmung durch einen Schrei verstärken.  
Bewege dich ungestüm, so wie ein Drache.  
Über Sieg oder Niederlage entscheidet ein Augenblick.*

Dazu kamen Ablenkungsmanöver, Winkelzüge und Ausweichfinten:

*Für Angriff und Ausweichen braucht man einen scharfen Blick.  
Schnell muss man sich nach rechts und links bewegen können.  
Der Erfolg des Angriffs hängt vom Ausweichen und vom Täuschungsmanöver ab.  
Aus dem Irrealen ergibt sich das Reale.  
Wozu auf bergige Steilhänge klettern,  
wenn man durch eine Kluft hindurchschlüpfen kann?  
Fürchte ihn nicht, den wilden Kampf, und denk daran:  
Das Kleine kann das Große besiegen.*

Der Aufschwung des shaolinschen **Quanfa** (Kunst des Kämpfens) während der Ming-Epoche brachte eine Unzahl von Tochterschulen und –strömungen, Richtungen und Stile hervor, die auf dem technischen Arsenal von Shaolin beruhten. Klösterliche und weltliche Schulen lebten in friedlicher Koexistenz, wobei das Shaolin-Kloster in Henan das allgemein anerkannte Autoritätszentrum blieb.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts überfielen die **Manchus** das chinesische Reich und beendeten die Ming-Dynastie. Auch in dieser prekären politischen Situation bewahrten sich die Shaolin-Mönche keine Neutralität, sondern stellten sich auf die Seite der fliehenden und verfolgten Ming-Anhänger. Sie unterrichteten weiterhin Ming-Truppen und gliederten sich in die kämpfenden Geheimbünde ein. In das Kampftraining innerhalb der Shaolin-Klostermauern wurde in diesen Zeiten der Umgang mit Waffen integriert.

1723 wurde das aufrührerische Shaolin-Kloster von Henan dem Erdboden gleichgemacht. Mongolische Truppen erstürmten das Kloster und richteten unter seinen Verteidigern ein Blutbad an. Angeblich sollen nur fünf Klosterbewohner überlebt haben, darunter die Nonne **Ng Mui**. Der Legende nach soll diese Nonne aus Rachegeilungen eine neue Kampfkunst entworfen haben – **Wing Tsung**. Das System greift überraschenderweise wieder auf taoistische Prinzipien zurück und legt die Akzente seiner Effizienz auf den Nahkampfbereich ohne Waffen.

Das schon bald wiederaufgebaute Shaolin-Kloster von Henan bemühte sich zwar um die Fortführung der kämpferischen Tradition, verzichtete jedoch entschieden auf weitere aktive politische Betätigung. Es wurde ruhig um das Kloster, bis es 1928 unverschuldet in militärische Kampfhandlungen miteinbezogen und abermals zerstört wurde. Erst 1957 wurde mit der Rekonstruktion von Shaolin begonnen, dessen heutigen Führer sich geschäftstüchtig um die weltweite Vermarktung ihres Image bemühen.

### **Fazit**

In China haben wir das Phänomen einer hochentwickelten Zweikampfkultur, deren Entstehung sich hauptsächlich den Impulsen zweier verschiedener religiöser Lehren verdankt – dem Taoismus und dem Chan-Buddhismus. Die Inhalte der trotz ihres historischen Alters überraschend tiefgründigen und bis zur heutigen Zeit ergiebigen taoistischen Lehre bezeugen den Willen zur Harmonie mit der Natur und ihre Abgewandtheit von allem weltlichen Geschehen. Als Resultat des Jahrhunderte langen Forschens taoistischer Gelehrter nach der menschlichen Natur und dem Ausloten ihrer energetischen Möglichkeiten entstand ein Weltbild, welches den Grundsätzen und Heilmethoden chinesischen Medizin zugrunde liegt, auf seiner Rückseite aber die Angreifbarkeit und Verletzbarkeit des Menschen im Detail offenbart.

Die Entwicklung des Kämpfens als Bestandteil mönchischen Lebens entsprang der historischen Notwendigkeit, das religiöse Leben als Einsiedler oder als klösterliche Gemeinschaft trotz der Vielzahl weltlicher Übergriffe zu ermöglichen und zu schützen. Während sich die Waffenlosigkeit des Kämpfens aus dem religiösen Hintergrund ergibt, bestimmen die taoistischen Prinzipien die Art und Weise der Kampfkunst. Ihre Bewegungsformen sind in der Lage, chamäleonartig ihren Zweck zu verändern. Je nach dem, wie sie ausgeführt werden, dienen sie mehr dem Selbstverteidigungsaspekt, der Meditation, dem Umgang mit den Qi-Energien oder auch als Heilgymnastik. Wenn wir „DO“, den WEG, als Verbindung von geistigem Hintergrund und Kampftraining ansehen, so zeigt sich in der taoistisch abgeleiteten Form des waffenlosen Kämpfens eine erstmalige Kultivierung dieser Allianz und somit das erste Aufblühen einer „DO-Blume“.

Die chan-buddhistischen Klöster waren bedingt durch die Unruhe und Unsicherheit früherer Zeiten ebenfalls darauf angewiesen, Verteidigungsbereitschaft und –fähigkeit zu demonstrieren. Der Chan-Buddhismus, der sich historisch ungefähr ein Jahrtausend nach der Etablierung des Taoismus in China verbreitete, baute auf der Basis taoistischer Entwicklung waffenloser Kampfkunst auf, gab ihr aber ein eindeutig eigens Gepräge. Sein Kampftraining war ausgelegt auf Schnelligkeit und Härte. Es war ein Weg zur Beherrschung von Konzentration und Willen, ein Weg, auf dem Leben und Tod gleich unbedeutend wurden und ein Weg, auf dem die Intuition den Vorrang vor dem Intellekt erhielt. Da das Wahrhaft-Seiende nicht jenseits der Grenzen des irdischen Seins verortet wurde, sondern sich in jeder Form der umgebenden Wirklichkeit manifestierte, musste auch die Kampfkunst das „Wesen Buddhas“ widerspiegeln und einen Weg zur Selbsterkenntnis darstellen. Dies galt um so mehr, als die chan-buddhistische Brennpunktthematik „Tod“ sich in außergewöhnlicher Schärfe in der Einbindung ihrer waffenloser Kampfkunstpraxis in weltliches Kriegsgeschehen wiederfand. Das Kampftraining wurde zum integralen Bestandteil der Religionsausübung und der Chan-Entwurf von „DO“, dem WEG, war geboren.

In Zeiten, in denen das Shaolin-Kloster unter der Obhut kaiserlicher Garden stand und kein Zwang zur Selbstverteidigung bestand, geriet die Shaolin-Kampfkunst auch schon mal für ein ganzes Jahrhundert in Vergessenheit. Trotz der Entwicklung eines hochkultivierten

Kampfstils ist das Kämpfen keineswegs eine dem Chan-Buddhismus wesenseigene Angelegenheit. Beide Religionen – der Taoismus wie der Chan-Buddhismus – entwickelten ihre Bereitschaft zum Kämpfen nicht als inneres Anliegen. Die Ausarbeitung ihrer Kampfstile ergab sich vielmehr als eine Notwendigkeit der Selbstbehauptung und Selbstverteidigung gegen äußere Übergriffe. Dabei wurden von beiden Religionen die jeweiligen Prinzipien und Grundwerte in ihren Kampfstil eingearbeitet, so dass die Ausübung des Kampftrainings zu einem integrativem Moment des religiösen Lebens werden konnte. Das aggressive, todbringende Potential der kämpferischen Körperübungen ist den chinesischen Religionslehren ursprünglich wesensfremd und kann als eine Art „ungewollten religiösen Abfallprodukts“ abgesehen werden.

### Dritter Teil:

#### Japan: Die Ära der Samurai

Die Geschichte der japanischen Kampfkünste ist, mit Ausnahme der **Sumo**-Ringens und des **Karate**, eng und unauflösbar mit der Geschichte der Krieger des japanischen Mittelalters verwoben.

#### Die aristokratische Zeit

Japan war bis zum 12. Jahrhundert als Kaiserreich organisiert. Für die zentrale Regierung war es damals eine schwierige Aufgabe, die Kontrolle über die Provinzen auszuüben und zu behalten, denn in dem an Infrastruktur armen, dichtbewaldeten und gebirgigen Land herrschte ein starkes Gefühl für territoriale Eigenständigkeit. Fernab vom kaiserlich-höfischem Treiben siedelte im Nordosten des Landes ein Menschengeschlag, der sich seit dem 8. Jahrhundert ununterbrochene militärische Auseinandersetzungen mit den **Ainus**, den mutmaßlichen japanischen Ureinwohnern, lieferte und sich durch seinen auffallenden Mut, seine enorme Tapferkeit und sein besonderes Geschick im Umgang mit Bogen, Schwert und Speer den Respekt der gesamten japanischen Welt verschaffte. Diese ansonsten als ungehobelt und rau beschriebenen Gesellen gelten heute als die Urväter der Kriegerklasse der **Samurai**, die in einer chinesischen Variante des Wortes auch **Bushis** genannt werden.

Die Autonomiebestrebungen vieler japanischen Provinzen gegenüber dem Kaiserhaus hatten zur Folge, dass die Provinzgouverneure und ihre Familien unabhängige Territorien für sich abgrenzten, die durch Kriegerscharen, den **Bushidan**, verteidigt wurden. Diese setzten sich aus örtlichen Würdenträgern, unmittelbaren Familienangehörigen, Gefolgsmännern der Provinzgouverneure und freien Kriegern zusammen.

Der Stand der Krieger gewann durch fortgesetzte Machtkämpfe untereinander rivalisierender Fürsten und Familien und der damit einhergehenden Zerrissenheit Japans mehr und mehr an Bedeutung. Um die erste Jahrtausendwende wurde neben dem Hofadel (**Kuge**) der Kriegeradel (**Buke**) eingeführt. Das einfache Leben des zum Adel aufgestiegenen Samurai stand im Gegensatz zum stilisierten Hofadel, von dem er sich eindeutig abzugrenzen suchte. In Verachtung des verweichlichten und bequemen Lebens der Höflinge tendierte der Kriegeradel von Beginn an zu extremen Lebensphilosophien und –Praktiken. Als anschauliches Beispiel sei **Seppuku** genannt, die Ritualisierung des Freitods der Samurai, bei uns eher unter dem Begriff **Harakiri** geläufig. Während ein Adeltiger am kaiserlichen Hof Gift nehmen konnte, wählten die Samurai eine langsame, qualvolle Art des Freitods, die vollkommene Selbstdisziplin und Todesverachtung erforderte: sie schnitten sich in ritueller Form mit dem Schwert den eigenen Bauch auf. Sie konnten dabei auf eine alte Nationalsitte zurückgreifen, bei der sich die überlebenden Krieger nach einer verlorenen Schlacht das Schwert in die Brust oder in den Mund stießen, um nicht lebend in die Hände des Feindes zu fallen.

Durch den zunehmenden politischen Einfluss der Samurai musste sich ihre anfängliche körperlich-geistige Ruppigkeit und Unberechenbarkeit zu gesellschaftlich akzeptableren Formen des Zusammenlebens zivilisieren, was sich in der allmählichen Etablierung eines ungeschriebenen Ehrenkodexes spiegelte. Da das Bogenschießen zu Pferd in jener Zeit die wichtigste Übung der militärischen Ausbildung der Samurai war, wurde ihr Ehrenkodex „Der Pfad von Bogen und Pferd“ – **Kyuba-no-michi** genannt.

Die Inhalte des Kyuba-no-michi standen vorrangig unter dem Diktat der ureigenen Religion Japans, dem **Shintoismus**. Nach der shintoistischen Mythologie sind Japan und die Japaner göttlichen Ursprungs. Ausschließlich die Geburt als Japaner berechtigt den Gläubigen, sich Schintoist zu nennen, eine Konversion zum Shintoismus ist nicht möglich. Der Kaiser ist als „Sohn des Himmels“ nicht ein Kaiser von Gottes Gnaden, sondern selbst ein Gott. Alles, was der Kaiser will, ist automatisch wahrhaftig, göttlich und zum Besten der Nation. Für den Shintoisten ist die Welt ähnlich wie für die chinesischen Religionen ein ständig sich neu ereignender Wechsel von Leben und Tod. In dieser aus Bewegung und Wandel bestehenden Welt leben sehr viele Götter, **Kami** genannt, die in keiner hierarchischen Ordnung zueinander stehen, sondern sich in der Natur der Dinge manifestieren. Berge, Bäume, Tiere, Naturkatastrophen usw – alles kann Kami sein. Da ein Leben in moralischer Unreinheit den zahlreichen Kami missfallen würde, gibt es zu jedem denkbaren Anlass ein spezielles Reinigungsritual. Der Shintoismus mahnte die Samurai zur Reinheit des Geistes und zu Pflichtbewusstsein und Treue gegenüber dem Kaiser. In einem innerlich zerstrittenen Japan und in einem Feudalsystem, in dem das Wohlergehen des Samurai und seiner Sippe ganz und gar vom Wohlwollen seines Feudalherren abhängig war, siegte im Zweifelsfall allerdings immer die Gefolgstreue gegenüber dem eigenen Herrn vor der gegenüber dem Kaiser. Auch zu seinem Schwert hatte der Samurai eine shintoistisch-religiöse Verbindung. Die Herstellung einer Klinge, die oft Monate dauerte, war von Anfang bis Ende mit rituellen Waschungen der Schmiedemeister und anderen Kulthandlungen durchsetzt. Dadurch erhielt das Schwert eine Art religiösen Eigenlebens, wurde zum kostbarsten Besitz des Samurai und schließlich zur „Seele des Samurai“ hochstilisiert.

Einige delikate Grausamkeiten der nie zimperlichen Samurai lassen sich ebenfalls aus dem Shintoismus erklären. So ist nach shintoistischem Glauben die Leber der Sitz des Mutes im menschlichen Körper. Wenn man die rohe Leber des besiegt Feindes isst – so glaubte man – wird die eigene Tapferkeit gestärkt. Besonders blutrünstige Samurai schlitzen deshalb den Körper des Feindes von der linken Schulter bis zur rechten Hüfte auf, rissen ihm die Leber aus seinem Körper und verschlangen sie.

Seit dem 4. Jahrhundert und verstärkt seit dem 6. Jahrhundert kam Japan mit konfuzianischen Lehren in Berührung. Der übernommene Konfuzianismus beeinflusste die Verhaltensnormen der Samurai. Die fünf Hauptforderungen der konfuzianischen Moral sind Treue, Höflichkeit, Mannhaftigkeit, Wahrheitsliebe und Einfachheit. Um diese Tugenden herum wuchs ein strenges Milieu der „Ehre“, das mit der ständigen Angst vor Kontrollverlust und Entehrung verbunden war.

Im 6. und 7. Jahrhundert importierte das japanische Kaiserhaus den chinesischen Mahayana-Buddhismus, der in Japan eine Synthese mit dem Shintoismus einging und sich schließlich zum japanischen „Zen“-Buddhismus entwickelte. Die buddhistische Weltanschauung vertiefte das shintoistisch geprägte Verhalten des Samurai zum Leben und zum Tod. Wie das einzelne Leben nur eine kurzdauernde, illusionsreiche Episode im endlosen Drama des Wandels darstellt, so ist der Tod als Kehrseite des Lebens nichts Endgültiges, sondern nur eine Phase in der endlosen Kette der Wiedergeburten. Ein ehrenvolles Leben zu führen, beeinflusst das Karma günstig und sichert das Glück bei den weiteren Wiedergeburten.

Das auf den Säulen des Shintoismus, Konfuzianismus und Buddhismus errichtete Kyuba-no-michi wurde für die Samurai zum ungeschriebenen Gesetz ihres Lebens, vor dem sämtliche anderen Lebensinhalte verblassten. Ihr kompromissloses Ehrgefühl und ihre Furchtlosigkeit vor dem Tod ließ schon damals um die Samurai herum eine Aura der Verherrlichung entstehen:

*Was unter den Blumen die Kirschblüte ist,  
ist unter den Menschen der Samurai.*

Zuvorderst aber war der Samurai keine Kirschblüte, sondern ein martialischer Krieger. Seine traurige Lebensaufgabe bestand darin, sich ohne Furcht und Tadel mit Leib und Seele für die Interessen seines jeweiligen Herrn einzusetzen und gegebenenfalls klaglos abschlagen zu lassen.

*Wer will zurückkehren?  
Der Ritter ist gleich einem abgeschossenen Pfeil,  
der nie zurückkommt,  
sobald er den Bogen verlassen hat.*

Im 10. bis 12. Jahrhundert bildeten sich während der nicht zur Ruhe kommenden Feudalfehden starke Samurai-Sippen aus. Die beiden mächtigsten Sippen, der Taira- und der Minamoto-Clan, garantierten in eher kooperierender Taktik Sicherheit und Ordnung im Lande. Nachdem das Kaiserhaus beide Sippen gegeneinander ausgespielt hatte, kämpften sie im **Gempei-Krieg** gegeneinander um die Vorherrschaft. Der Krieg endete mit der Ausrottung der meisten Samurai aus dem Taira-Clan.

### **Die Epoche der Shogune**

Der Kaiser war inzwischen faktisch machtlos geworden und ernannte am Anfang des 13. Jahrhunderts den Samurai **Minamoto Yoritomo** zum Herrn über die zivile und militärische Macht, zum **Shogun** („Barbaren unterwerfenden großen Feldherrn). Die Stellung des Kaisers als Ahnenhohepriester und als prinzipieller oberster Feudalherr, freilich ohne Machtbefugnisse, blieb unangetastet. Durch die Shogunats Herrschaft wurden die Samurai zu einer Eliteklasse, die sie zur dominanten Kraft über Politik, Moral und Sitte Japans machte.

Die Kampftechniken der Samurai waren zu dieser Zeit schon weitgehend ausgereift. Sie handhabten verschiedene Waffen und kannten etliche Übungsgebiete in der waffenlosen Selbstverteidigung. **Bujutsu** (Kriegskunst) oder **Bugei** ist der Oberbegriff für die verschiedenen Kampfkünste des mittelalterlichen Japans. Gelehrt wurden die Techniken des Bujutsu üblicherweise im Rahmen traditioneller Schulen, **Ryu** genannt, die häufig zum Besitztum einzelner Clans gehörten und deren Anzahl im Laufe des Mittelalters ständig stieg.

Die Übungen mit dem Bogen wurden unter dem Begriff **Kyu-Jutsu** zusammengefasst. Im Laufe des 10. Jahrhunderts setzte sich der Gebrauch des Pferdes bei militärischen Auseinandersetzungen durch und das schwierige Bogenschießen vom Rücken des Pferdes aus geriet in den Mittelpunkt der Kampfausbildung der Samurai. Beim **Kasagake** schoss man aus dem Galopp auf fest montierte Ziele, während man beim **Inuoimono** vom Pferd auf sich bewegende Ziele, nämlich Hunde, schoss. In der Infanterie wurde **Kazuya** einstudiert, wobei die Schützen versuchten, aus dem Kniestand schnell eine möglichst große Zahl von Pfeilen abzuschließen und als „Pfeilregen“ auf ein noch weiter entferntes Heer niederzugehen zu lassen. Kam das feindliche Heer näher, ging man über zu **Koshiya**. Der Schütze rannte nun dem Feind entgegen, hockte sich nieder und schoss gezielt. Während des weiteren Vorstürmens musste der nächste Pfeil eingelegt werden usw.

Mit 2 Metern Länge ist der japanische Bogen für europäische Verhältnisse auffallend groß. Neben der Länge des Bogens ist ebenso auffallend, dass der Schütze den Bogen nicht in der

Mitte greift, sondern im unteren Drittel, so dass der obere Teil des Bogens etwa doppelt so lang ist wie der untere. Diese Art, den Bogen nicht in der Mitte zu greifen und dementsprechend auch den Pfeil nicht in der Bogenmitte aufzulegen, hat weltweit keine Parallele. Aus militärischer Sicht macht die Länge und die Fassart aus dem japanischen Bogen allerdings qualitativ auch nichts Besonderes. Im Gegenteil, die gleichzeitig auf dem asiatischen Festland benutzten Bogen waren dem japanischen Bogen in jeder Hinsicht überlegen. Dass die Japaner die Konzeption ihres Bogen trotzdem nicht verwarfen und durch besseres Know-How ersetzen, lässt sich letztendlich nur aus ihrer Hochachtung vor der Tradition erklären.

**Naginata-Jutsu** heißt aus dem Japanischen übersetzt „Kampftechnik mit dem langen Schwert“. Mit dem Aufkommen der berittenen Krieger während des 10. Jahrhunderts brauchten die Fußkrieger eine Waffe, mit der sie die Reiter wirkungsvoll aus der Distanz bekämpfen konnten. Das Naginata hatte eine Gesamtlänge von ca. 2,5 bis fast 5 Metern, und das Verhältnis der Klingenslänge zur Schaftgröße variierte von 1:2 bis 1:5. Die Klinge des Naginata war rückwärtig gebogen und betonte die Krümmung zur Spitze hin. Praktisch gesehen war das Naginata eine Kombinationswaffe aus Schwert, Speer und Streitaxt. Mit der Naginata-Waffe schlug der Fußkrieger mit horizontalen Schlägen auf die Fesseln der Pferde, brachte sie zu Fall, um dann mit diagonal-vertikalen Schlägen den Reiter zu töten.

Auch die Reiter entwickelten für sich eine Naginata-Variante. Durch die Verlängerung ihrer Waffe konnten die Reiter im Steigbügel stehend problemlos ihre Hiebe nach beiden Seiten hin ausführen. Das Naginata der Reiter besaß eine sehr wuchtige Klinge, die ähnlich lang war wie der Schaft der Waffe. In dieser Unterscheidung vom Naginata wurde die Waffe **Nagamaki** genannt.

Im Gempei-Krieg wurde das Naginata von vielen Kriegern benutzt und geschätzt, was dazu führte, dass die Schutzausrüstung der Kämpfer um Schienbeinschützer erweitert wurde, um die eigenen Beine vor feindlichen Naginata-Hieben zu schützen. Bis dahin beschränkte sich der Schutz auf Kopf und Oberkörper, da diese Körperpartien die Hauptangriffsflächen von Schwert, Bogen und Speer waren. Durch den häufigen Gebrauch des Naginata gerieten jedoch auch die Beine in die Angriffszone.

Mit der Abnahme der berittenen Krieger und der steigenden Zahl von Fußkriegern nahm die Popularität des Naginata bis zum 15. Jahrhundert wieder ab. Das Naginata hatte sich aber in der Zwischenzeit als beliebteste Waffe der Samurai-Frauen etabliert, die damit Haus und Hof bewachten und verteidigten, während ihre stolzen Gatten auf dem Schlachtfeld um Ruhm und Ehre kämpften.

Wollte ein Krieger im japanischen Mittelalter älter werden, war es unabdingbar, dass er die Kunst des Schwertfechtens, **Ken-Jutsu** oder **Tachiuchi**, meisterlich beherrschte. Sowohl Fußsoldaten als auch berittene Krieger handhabten als liebste und gebräuchlichste Waffe das Schwert. Die Reiter benutzten ein langes, schweres, zweischneidiges, **Tachi** genanntes Schwert. Das Schwert der Infanteristen wurde **Katana** genannt und war deutlich kürzer als das Tachi. Beim Katana handelt es sich um eine einschneidige, leicht gebogene Hieb- und Stichwaffe mit langer, schmaler Klinge, die meistens mit beiden Händen geführt wurde. Nach dem Machtwechsel vom Kaiserhaus zum Shogunat wurde wieder zunehmend zu Fuß gekämpft und viele Tachi in der Folgezeit zu Katanas umgearbeitet.

Im 14. Jahrhundert wurde für die Samurai ein zweites, 35cm langes einschneidiges Kurzsword entwickelt, **Wakizashi**. Es war ausschließlich für den rituellen Selbstmord durch Seppuku gedacht und die Samurai trugen es neben dem Katana ständig bei sich.

Eng verwandt mit dem Ken-Jutsu ist das **Iai-Jutsu**, früher auch **Tachigake** genannt. Es ging dabei um Techniken, die es dem Kämpfer ermöglichten, das Schwert schnell aus der Scheide zu ziehen. Aus kniender, hochender oder sitzender Stellung sollte man sich durch einen blitzschnellen Schwertstreich gegen einen überraschend angreifenden Feind zur Wehr setzen können. Später wurde auch der frühzeitige Präventionsschlag geübt. Der Gegner sollte niedergeschlagen werden, bevor er die Gelegenheit hatte, sein Schwert zu ziehen. Ein echter Samurai trennte sich niemals von seinen Waffen, denn er erachtete es als unter seiner Würde, mit bloßen Händen zu kämpfen. Aber für den Fall, dass ein Samurai vom Pferd gefallen oder entwaffnet war, gab es Schulen für den Gebrauch verschiedener Waffen im Nahkampf bzw. für den waffenlosen Zweikampf in Rüstungen, **Yoroikumiuchi**, dem Vorläufer des späteren **Ju-Jutsu**, der Kunst des Nachgebens.

Die Kumiuchi-Praxis war bedingt durch die Rüstung des Samurai. Faustschläge und Fußtritte waren nicht sehr dominant, da man sich an der Rüstung des Gegners eher die eigene Hand und eigenen Fuß verletzte. Im Vordergrund stand der Versuch, den Gegner durch Würfe aus dem Gleichgewicht zu bringen, bzw. Hebel oder Würger anzusetzen, wobei es wichtig war, die Griffe an Körperstellen anzusetzen, an denen die Rüstung nicht durch Verschieben der Platten das Furchführen eines Wurfes oder das Brechen einer Extremität verhindern konnte. Außerdem galt das Kumiuchi als praktisches, allgemeines Körpertraining. Zur Zeit des Gempei-Krieges waren Kumiuchi-Praktiken unter den Samurai allerdings noch nicht sehr verbreitet. In den seltenen Fällen eines waffenlosen Zweikampfes versuchte man, sich gegenseitig ohne besondere Kunstfertigkeiten durch massiven Einsatz von Brutalität totzuschlagen.

Auf der Liste des waffenlosen **Bujutsu** („Kriegskunst“) standen noch weitere Disziplinen, die das Kampfvermögen des Samurai erhöhen und abrunden sollten: **Hojo-Jutsu** (die Kunst, den Gegner zu fesseln), **Suiei-Jutsu** (das Schwimmen), **Naroshi-Jutsu** (Anlegen von Signalfeuern) etc.

Der Samurai am Ende des 12. Jahrhunderts war ein Aristokrat aus der Provinz, der als Vasall für seinen Feudalherrn Waffendienst leistete. Sein Beruf war der Krieg und der Krieg war sein Leben. Sein Handwerkszeug waren seine Waffen und das Geheimwissen seines Bujutsu-Ryus. Die Leitlinien seines Lebens bezog er aus dem Samurai-Ehrenkodex Kyuba-no-michi. Zur Bewährungsprobe für die kriegerischen Fähigkeiten der Samurai sollte das Jahr 1274 werden, als die Mongolen unter **Kublai Khan** auch in Japan einfielen. Sie kamen mit knapp 1.000 Schiffen und 33.000 Männern und verfügten zu dieser Zeit zweifellos über die weltweit fortgeschrittenste Kriegstechnik. So benutzten sie damals schon primitive Kanonen und Katapulte mit Pulvergeschossen.

Abgesehen von der Unterlegenheit ihrer Waffenpotentiale hatten die Samurai in der offenen Schlacht erhebliche Probleme mit ihrem Ehrenkodex. Ging es um eine Schlacht, an der nur Japaner teilnahmen, so hatte der Samurai das Recht, sich einen würdigen Gegner auszusuchen und nach einem Begrüßungsritual mit ihm zu kämpfen. Dabei galten die Regeln der Ehre. Der Kopf des getöteten Gegners wurde abgeschlagen und galt als zuverlässiger Beweis für den siegreichen Zweikampf mit einem Gleichgestellten. Die Mongolen und ihre chinesischen Söldner dagegen scherten sich um keinen Verhaltenskodex und stürzten sich völlig ehr- und zwanglos auf die Samurai. Ihnen ging es „nur“ ums Töten und entsprechend schnitten sie

ihren getöteten Feinden nicht die Köpfe ab, sondern begnügten sich mit ihren Ohren, die sie als Beweis für die Anzahl ihrer Opfer sammelten.

Zu Hilfe kam den auf diese Weise in Bedrängnis geratenen Samurai überraschend ein Taifun, ein „göttlicher Wind“ (**Kamikaze**), der die Operationsbasis der Mongolen, die Schiffe, auf die sie sich in den Kampfpausen zurückzogen, weitgehend vernichtete. Ein zweiter mongolischer Einfall 1281 mit 4.000 Schiffen und über 100.000 Männern wurde nach blutigen Schlachten ebenfalls durch das Naturereignis Taifun zugunsten der Japaner entschieden.

Die Mongolenangriffe zeigten den Japanern eine ganze Reihe ihrer militärischen Schwächen. Interessanterweise kamen die Samurai aber nicht auf die Idee, die ihnen demonstrierten und am eigenen Leib verspürten militärischen Überlegenheiten zu kopieren und zu übernehmen. Sie änderten weder etwas an ihrem Bogen, noch an der Rüstung und den Schwertern, und auch nicht an ihren Kampfaktiken. Was ihnen allerdings aufgefallen sein musste, war die Problematik des Kyuba-no-michi während des Kriegsgeschehens. Die äußere Formalisierung ihrer Vorstellung von Ehrenhaftigkeit brachte ihnen zumindest im Kampf mit anderen Völkern tödliche Nachteile und kostete sie gegen die Mongolen etliche Ohren. Die Konsequenz daraus war eine allerdings nur zeitlich begrenzte Auflockerung der äußeren Formalisierung ihres Ehrenkodexes zugunsten einer Verstärkung seiner innerpsychischen Präsenz.

Dem Samurai ging es um die Überwindung der Angst, um Ausgeglichenheit und Gelassenheit während der Schlacht, um unerschütterliche, innere Ruhe im Angesicht des Todes und um die gelöste Bereitschaft, im Kampf zu sterben.

Der Zen-Buddhismus, der sich seit dem 12. Jahrhundert als Ableger des chinesischen Chan-Buddhismus auf den japanischen Inseln verbreitete, zählte zu seinen Anhängern etliche Abkömmlinge der Samurai-Kaste, der der Ruhm des kriegerischen Shaolin-Klosters nicht verborgen geblieben war. Die Anwendungsaspekte des Zen, die ausgefeilte Qualität seiner Willensschule und seines Psychotrainings, kamen den Wünschen der Samurai sehr nahe und begeisterte sie zunehmend.

Durch den Einfluss des Zen wurde der Samurai zur verkörperten „Manifestation der Lebenskraft des Weltalls“ und seine Gleichgültigkeit gegenüber dem Tod gewann an tiefer innerer Überzeugtheit. Das Kampftraining durchmischt sich mit Übungen, den Geist zu reinigen, ihn von der Leere des Weltalls durchdringen zu lassen und sich von allen rationalen „Fesseln“ zu befreien. Auf diesem Weg erhoffte der Samurai, die als unbesiegbar geltende Kraft der Intuition zu erlangen, die ihn zu spontanen, blitzschnellen, entscheidenden Kampfhandlungen befähigen sollte. Dass der Zen-Buddhismus die Intuition gegenüber dem Intellekt favorisierte und mobilisierte, bedeutete für die japanischen Berufskrieger, die traditionell keine große Neigung zum Philosophieren aufwiesen, kein Hindernis, und die vom Zen geforderte Geradlinigkeit im Denken, Handeln und Lebenswandel wurde vom Samurai als die schon vom Shintoismus geprägte absolute und kompromisslose Treue gegenüber seinem Feudalherren über- und umgesetzt. Die nun tiefer erlebte Bedeutungslosigkeit des Todes in Verbindung mit einem Training besonderer Fähigkeiten, das zum einen die Willenskraft merklich verstärkte und zum anderen durch Sprengung aller rationalen Zusammenhänge die Kraft der Intuition freisetzte, veränderte das Leben der Samurai. Das frühere Lebensgefühl, das sich in ihrem Ehrenkodex Kyuba-no-michi niederschlug, entwickelte sich bis zum 16. Jahrhundert zu den zen-buddhistisch dominierten Lebenslinien des „**Bushido**“ (Weg des Kriegers).

Die Zeit vom 14. bis zum 16. Jahrhundert war eine Epoche nahezu ununterbrochener Machtkämpfe, die schließlich im 100-jährigen Bürgerkrieg, der „Zeit der kämpfenden Länder“ mündete. Die ureigenen Aufgaben der Samurai bestanden also mehr denn je im Kämpfen und im Töten. Ein damaliger Samurai, der sich im Zen übte, übte dafür, seine Überlebenschancen zu erhöhen und seine Gegner mit höchstmöglicher Effektivität zu taten. Das eigentliche Ziel des Zen, **Satori** – die Erleuchtung-, war für den Samurai im allgemeinen von untergeordneter Bedeutung.

Es war eine Zeit, in der das Schwert und das Ken-Jutsu sich zu der Bedeutungsträchtigkeit aufschwangen, die bis ins heutige Japan widerhallt. Durch die zahlenmäßige Abnahme der berittenen Krieger zugunsten der Infanteristen wurde das Schwert Katana zu der am häufigsten benutzten Waffe, mit deren Hilfe der Samurai sich in zahllosen Schlachten den Ruf eines hervorragenden Fechters erwerben konnte. Dieser Ruf ermöglichte es ihm, eine eigene Fechtschule zu gründen. Hatte sich seine Schule bewährt – etwa durch das Töten eines Meisterfechters einer anderen Fechtschule – war die Möglichkeit der Anstellung als Fechtlehrer bei einem der Feudalherren oder sogar beim Shogun gegeben. Eine erfolgreiche Fechttechnik war also mit hohem sozialen Statusgewinn verbunden. Bereits anerkannte Fechtmeister mussten immer wieder aufs Schlachtfeld, um die „Wahrhaftigkeit“ ihrer Fechtkunst zu überprüfen und zu beweisen. Nur die Besten konnten in diesem martialischen Ausleseverfahren überleben.

In Verbindung mit der Bedeutung des Schwertes ist auch das sportlich anmutende, wohl aus konfuzianischer Empfindungswelt stammende Regelwerk erwähnenswert, das trotz der Erfahrungen mit den Mongolen die blutigen Schlachten Japans des 15. Jahrhunderts wieder ummantelte. Auf den Schlachtfeldern gab es neutrale Beobachter, die das Treiben der Krieger beäugten, und „Schiedsrichter“, die bei Streitfragen um die vereinbarten Regeln zu Rate gezogen wurden. Hatte ein Krieger seinen Gegner getötet, so ging er zu einem Schreiber und berichtete, wann er wen, wie und mit welchen Waffen besiegte. Das war wichtig, weil er nach diesen Kriterien bezahlt wurde. Höchstdotierte Tötungswaffen waren dabei der Dolch und das Schwert, weil es mit diesen Waffen schwieriger war zu töten als z.B. mit dem Bogen oder dem Speer.

Der Himmel der Samurai begann sich zu verdunkeln, als 1543 die ersten Europäer, Portugiesen, in Japan landeten und Feuerwaffen einführten. Bei diesen Waffen handelte es sich um Luntenschlossgewehre, die **Akebusen** genannt wurden, und von den Japanern in eigenen Schmieden kopiert und verbessert wurden. Bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden bei dem Versuch, das vom Bürgerkrieg zerrissene Japan zu einigen, mit Akebusen bewaffnete Truppenteile in den Schlachten eingesetzt. Obwohl die neuen Waffen für den Ausgang der meisten Schlachten entscheidend wurden, und obwohl der Kaufpreis jeder einzelnen Akebuse beträchtlich gewesen sein musste, fassten die Samurai diese Waffe nicht an, sondern überließen sie den gewöhnlichen Soldaten.

Zur Ehre der Samurai gehörten ein asketisches Leben, strenge Selbstdisziplin, hartes Waffentraining und die zen-buddhistische Ausrichtung des Geistes auf die Leere und den Tod. Ihr Überleben auf dem Schlachtfeld, ihr Erfolg und der Grad ihrer Ehrenhaftigkeit hingen davon ab, wie gut es ihnen gelungen war, sich zum Meister über ihre Ängste zu machen, das Schwert zu beherrschen und den Grauen der Schlacht mit Gelassenheit ins Auge schauen zu können. Aber was nutzten eine noch so große Virtuosität im Umgang mit dem Schwert und die Veredelung des Geistes, wenn sich ein ungebildeter, grober Bauernknecht durch den einfachen Gebrauch der Feuerwaffe zum Herrn über Leben und Tod eines Samurai aufschwingen konnte?

### Der Untergang der Samurai

Parallel zum einsetzenden Untergang der Samurai – und sicherlich auch daraus resultierend – erreichte ihr Ständedünkel seinen Höhepunkt. Der Bevölkerung wurde der Besitz von Feuerwaffen und Schwertern verboten. Nur die Samurai durften weiterhin ihre zwei Schwerter tragen und erhielten zudem das makabre Recht, ihr Familienschwert am Kopf eines jeden beliebigen einfachen Menschen auszuprobieren.

Die Einigung Japans wurde durch die Übernahme des Shogunats durch **Tokugawa Ieyasu** im Jahr 1603 vollzogen. Nach einer kurzen, blutigen Zeit der Machtverfestigung begann eine Friedensperiode, die bis 1868 anhalten sollte. Herstellung und Gebrauch von Feuerwaffen wurden vom Shogun nahezu vollständig verboten und das Land gegenüber Ausländern abgeschlossen. Dadurch mumifizierte Japan seinen mittelalterlichen Status quo über Jahrhunderte.

Das beginnende 17. Jahrhundert war die Zeit des **Miyamoto Musashi**, des populärsten Schwertkämpfers Japans. Mit 30 Jahren hatte er über 60 Kämpfe siegreich beendet. Sein Hauptvorteil in all diesen Kämpfen lag in seiner neuartigen Fechtmethode, gleichzeitig mit dem Langschwert und dem Kurzschrift zu kämpfen. Da er seine Fechtkunst weiter vervollkommen wollte, übte er sich jahrelang in der Meditation, bis ihm nach eigenen Angaben im Alter von 50 Jahren die Erleuchtung überkam. Dadurch erreichte er eine neue Geistesstufe, die ihm die Übertragung der „Tugenden des Schwertkampfes“ auf andere Künste und handwerkliche Fähigkeiten ermöglichte.

Der Lebenslauf des Miyamoto Musashi spiegelt den typischen qualitativen Umbruch wieder, den das Leben der Samurai in dieser Zeit erfuhr. Schwertübungen und zen-buddhistische Übungen waren in den vergangenen Jahrhunderten stets Mittel für den Zweck, auf den Schlachtfeldern zu überleben. In einer längeren Friedensperiode wurde das Überleben aber nicht durch Schlachten gefährdet. Der Nutzen des Schwertes, der „Seele“ des Samurai, wurde immer fraglicher, zumal der Frieden nicht durch das Schwert, sondern durch eine mächtigere Waffe, die Feuerwaffe, herbeigeführt worden war. Gekoppelt an den sukzessiven Untergang des Schwertes verdunkelte sich auch der Sinn des kriegsorientierten Psychotraining. Der Zen-Buddhismus wurde deswegen allerdings nicht abgewertet oder gar fallengelassen, sondern wurde durch die Übernahme und Verinnerlichung seiner religiösen Dimension für viele Samurai zum letzten Zufluchtsort ihrer Identität. In dieser Gestalt wurde das einstige Mittel zum Überleben zum Lebensmittelpunkt selbst: der Zen-Buddhismus diente nicht mehr zur Erfüllung der Aufgaben eines Berufskriegers, sondern die Aufgaben des Lebens wurden zu Übungen auf dem Weg zur geistigen Selbstvervollkommnung und Erleuchtung.

Wie gewohnt wurden den Samurai die Aufgaben ihres Lebens von außen aufgetragen. Das Tokugawa-Shogunat propagierte, um Machtfestigung bemüht, massiv den chinesischen Konfuzianismus. Einerseits sollte dadurch die alte Feudalhierarchie in der Reihenfolge der gesellschaftlichen Klassen „Samurai-Bauer-Handwerker-Kaufmann“ aufrechterhalten werden. Andererseits sollten die Samurai durch die Vorhaltungen des konfuzianischen Ideals dazu gebracht werden, sich abseits ihrer kämpferischen Fähigkeiten in literarischen, künstlerischen und verwaltungstechnischen Wissensgebieten auszubilden. Sie sollten zum „Herrscher als Edelmann“ mit Vorbildfunktion umgestylt und als Verwaltungspersonal für die neuen Aufgaben des stetig wachsenden Landeswohlstandes eingesetzt werden. Diejenigen Samurai, denen der Weg zur zen-buddhistischen Vollkommenheit als Übung zur Meisterung des Ichs durch das Ausbleiben realer Schlachten und Todesbedrohungen unwichtig geworden war,

ließen sich von der konfuzianischen Propaganda inspirieren und wurden zu Meistern der Teezubereitung, der Schönschrift, des Schönmalens, des Dichtens und des Blumensteckens, gingen einer verwaltungsbürokratischen Tätigkeit nach oder anderen, im konfuzianischen Sinne gesellschaftlich wichtigen und edlen Tätigkeiten.

Unabhängig davon verblieben die Samurai allerdings bei ihrer Hochschätzung des Kriegerhandwerks, das freilich nicht unbeeinflusst blieb von den Geschehnissen der Zeit. Rein äußerlich ist in der Entwicklung des Ken-Jutsu dieser Zeit zu beobachten, dass die Zahl der Verzierungen an Klingen, Schaft und Schwertscheiden zunahm, während die Qualität der Klingen, die nicht mehr dem Dauererntfall gewachsen sein mussten, abnahm. Die Zahl der Fechtschulen nahm bis zum Ende des 17. Jahrhunderts zu, da die Fechtmeister sich nicht mehr in Schlachten gegenseitig dezimierten. Zudem veränderte sich das Schwertfechten vom pragmatischen Kriegshandwerk zur Fechtkunst, die sich in unterschiedlichen Stilrichtungen verfranste. Diese Stilrichtungen entstanden weniger aus technischen Differenzierungen, sondern beruhten auf den verschiedenen Philosophien und individuellen Lehren der jeweiligen Begründer.

Als Bewährungsprobe für Persönlichkeitsentwicklung und Schwertkunstpraxis schufen sich die der Tradition verpflichteten Samurai als Schlachtersatz den duellartigen Schwertkampf **Tarayu Jiai**. Trotz des Verbots in der Tokugawa-Zeit wurden tödliche Duelle bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts abgehalten, um Ruhm und Ehre anzuhäufen.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts herum wurde besonders in den Zen-orientierten Bereichen des Ken-Jutsu das Schwert immer häufiger durch das **Shinai** ersetzt, ein leichter, bequemer, ungefährlicher Schwertersatz, bestehend aus einem an mehreren Stellen fest zusammengebundenen Bündel von Bambusstangen. Beim Üben mit dem Shinai wurde außerdem eine Schutzausrüstung eingeführt. Das Iai-Jutsu geriet noch mehr als das Ken-Jutsu unter spirituellen Einfluss des Zen. Aus der reinen Kriegstechnik des Schwertziehens entwickelte sich ein Weg zur Persönlichkeitsfindung und eine Methode zur Konzentrations- und Atemschulung.

Die Zeichen der Zeit und das Fehlen des kriegerischen Waffengeklirrs macht die Samurai reif für die An- und Aufnahme umfassender waffenloser Kampfkunst. Der Impuls zu dem, was später **JuJutsu** genannt wurde, ging Ende des 16. Jahrhunderts von einem vom Festland stammenden chinesischen Mönch namens **Chin Gempin** aus, der seine Inspirationen eindeutig aus den Entwicklungen des Shaolin-Kempo entnahm und in der japanischen Hauptstadt eine Schule der Kampfkünste für Mönche und Nicht-Geistliche betrieb. In Verbindung gebracht mit dem, was die Samurai schon aus ihrem Yoroikumiuchi kannten, wurde diese waffenlose Kampfkunst „nachgiebige Kriegstechnik“ genannt und begründete in der Tokugawa-Zeit fast 200 Schulen. Neben Tritt-, Schlag-, Wurf-, Hebel und Würgetechniken lehrte das JuJutsu Kampfweisen gegen einen bewaffneten Gegner mit bloßen Händen als auch gegen einen bewaffneten Gegner mit eigener Waffe.

Das Kyu-Jutsu entwickelte sich losgelöst vom militärischen Aspekt der Effektivität ebenfalls eine Vielzahl von Lehrrichtungen und Schulen, deren Streitpunkte und Differenzierungen sich neben der „Wahrhaftigkeit“ des eingeschlagenen Zen-Weges z.B. auf die Etikette beim Ablauf einer Bogenschießveranstaltung bezogen. Zwischen den Schulen und Lehrrichtungen trug man auf den Herrschaftssitzen der Feudalherren Wettkämpfe im Bogenschießen aus, bei denen nicht allein die Trefferzahl, sondern auch der innere Reifegrad, wie er sich in Etikette und Ausstrahlung des Schützens beim Schießvorgang äußert, gewertet wurden.

Schon vor der Tokugawa-Epoche erlebte das Naginata-Jutsu einen relativen Niedergang. Aber während die Samurai das Naginata als Kampfwanne vergaßen und sich fortan fast gänzlich dem Schwertkampf widmeten, wurde das Naginata-Training von einer ständig wachsenden Anzahl von Frauen weiterbetrieben. Als reine Frauenwanne wurden Länge und Gewicht des Naginata reduziert.

Übergreifend lässt sich feststellen, dass das Kriegerhandwerk in der Zeit des Tokugawa-Shogunats verstärkt unter den Einfluss eines zen-buddhistisch-konfuzianischen Ideologiemischs geriet. Die Grundsteine für die Veränderung des Bujutsu (Technik des Kriegers) hin zum **Budo** (Weg des Kriegers) waren gelegt. Der eigentliche Sinn des Techniktrainings, in der Schlacht zu überleben und möglichst effektiv die Reihen der Gegner zu lichten, wurde ersetzt durch die Achtung der Samurai vor physischen Höchstleistungen und hartem Körpertraining.

Die Entwicklung von Handel und Gewerbe machte rasche Fortschritte. Die Naturalwirtschaft verfiel mehr und mehr, Geld- und Warenwirtschaft bekamen vorrangige Bedeutung. Da eine kaufmännische oder bäuerliche Tätigkeit nicht standesgemäß gewesen wären, konnten zumindest die ärmeren Samurai ihren Lebensstandard nicht aufrecht erhalten. Viele lebten von ihren Ersparnissen und gerieten in Schuldenabhängigkeiten zu reichen Kaufleuten und Bauern. In ihrer Not öffneten die Samurai die Bujutsu-Schulen, die bisher nur ihrer Elite-Klasse zugänglich waren, der zahlungsfähigen Kundschaft und boten ihre Meistertätigkeiten gegen Geld an. Seit etwa 1850 konnten Kaufleute und Bauern durch Geldzahlungen in den Stand der Samurai aufsteigen oder sich von Kriegerfamilien adoptieren lassen. Das bedeutete die faktische Umkehr der gesellschaftlichen Feudalhierarchie. Die Samurai waren als Elite-Klasse am Ende und ihre Tätigkeiten gehörten fortan in den Bereich des Dienstleistungsgewerbes. Der rituell ausgeführte Freitod wegen Ehrverlust und aus Verzweiflung hielt Einzug in den Alltag der Samurai-Klasse. Die Zeit war reif für tiefgreifende Wandlungen.

### **Fazit**

In Japan prägte sich DO, der WEG, ganz anders als in China. Der Samurai der frühen aristokratischen Zeit stand in einem Abhängigkeitsverhältnis zu seinem Feudalherrn, das man als absolut bezeichnen kann. Seine Aufgabe bestand darin, dem Willen seines Herrn mit der Wanne in der Hand Nachdruck zu verleihen, koste es auch das eigene Leben. Er war dauerprogrammiert auf einen strengen Ehrenkodex und hässlich-blutige Gewalttaten, die ihn ständig mit dem Schlund des Todes konfrontierten. Das Leben des Samurai war anders als das seiner Mitmenschen. Er gab sich für andere zum Opfer, während die anderen sich nur um sich selbst und um ihr Überleben kümmerten. Die Erbärmlichkeit seiner Zwangslage veredelte der Samurai durch seinen kriegerischen Willen, seinen Mut und seine Opferbereitschaft. Dafür erntete er erhebliches gesellschaftliches Prestige. Der Rohling und Schlächter wurde mystifiziert zum Held und zum Heiligen. Als Eliteklasse übernahmen die Samurai schließlich die politische Macht.

Die japanische Kriegerklasse gehörte zwar der shintoistischen Religion an, der Zen-Buddhismus mit seiner für den DO spezifizierten Charakterschulung entsprach aber mehr ihrem kriegerischen Alltag und ihren häufigen Begegnungen mit dem Tod. So übernahmen die Samurai den chinesischen Import quasi als Psychotraining. Es verbesserte ihre Kampffähigkeit und stabilisierte ihren Gleichmut gegenüber dem Tod.

Als die kriegerischen Fähigkeiten der Samurai durch die Erfindung und den Einsatz von Schusswaffen und bedingt durch lange Friedenszeiten immer weniger gefragt waren, höhlte sich der Sinn ihres Lebens in der Existenz als Kriegerklasse rasant aus. Das Dasein der Samurai wurde mit dem Atem der modernen Zeit konfrontiert und spürte dessen Bedrohung. Eine Welt ohne gewohnte kriegerische Auseinandersetzung bedeutete für den Samurai den ehrlosen Untergang. Dem einsetzenden gesellschaftlichen Siechtum seines Standes entflohen er durch das Aufsuchen religiöser Sphären. Er öffnete sich weit dem spirituellen Wesen der zen-buddhistischen Lehre, schaute erhaben auf die Vergänglichkeit allen Seins und erstrebte die Einheit mit dem Universum. Seine Kampfkünste, die als kriegerisches Talent nicht mehr gefragt waren, aber zu seinem Leben gehörten wie die Sonne, wurden zu WEGEN der Selbsterkenntnis. Ein weiterer historischer DO-Entwurf kam zur Blüte. Aber schon bald gerieten die Samurai in ihrer Antiquiertheit endgültig unter die zermalmenden Räder der Moderne.

Die Shaolin-Mönche entwickelten in ihrer Überlebensnot eine Kampfkunst, die sie zum Weggefährten in ihrem Ringen um innere Selbsterkenntnis hochstilisierten. Die Samurai dagegen gesellten in ihrer historischen Stunde der Not die Suche nach dem wahren Selbst zu ihrer ausgeprägt vorhandenen, aber dem Untergang geweihten kämpferischen Tradition. Beide DO-Blüten erwachsen aus der Not und zeigten ihre reinen Farben nur eine kurze historische Episode.

## Vierter Teil:

### Der Weg des DO in die Moderne

Am 8. Juli 1853 landeten vier amerikanische Kriegsschiffe an der japanischen Küste, erzwangen das Ende der japanischen Selbstisolation und die allgemeine Öffnung des Landes. Die unfreiwillige Aufgabe ihrer über 200 Jahre währenden Isolationspolitik deutete die Schwäche der Tokugawa-Herrschaft an und löste in der Bevölkerung eine Woge der Empörung aus. Die darauf folgende Zeit der Gewalt zog einen endgültigen Schlussstrich unter das Regierungssystem mit dem Shogun an der Spitze und begründete am 3.1.1868 eine neue, kaiserliche Regierung. Der Prozess des Machtwechsels wird als **Meiji** (Licht, Erneuerung)-**Restoration** bezeichnet und war der entscheidende Schritt zur Angliederung Japans an die westliche Gesellschaftsordnung.

Zahlreiche Samurai widersetzten sich dieser Entwicklung und lieferten sich Schlachten mit den prowestlichen kaiserlichen Truppen. Hier zahlte sich die schnelle und zielstrebige Reformierung des kaiserlichen Militärwesens im Zuge der Meiji-Restoration aus. Mit der Modernisierung der Streitkräfte konnte die zahlenmäßige Unterlegenheit gegenüber den Traditionalisten zu Beginn der Kämpfe mehr als ausgeglichen werden. Während die kaiserlichen Truppen mit moderner Artillerie und Waffentechnik ausgestattet war, beschreibt ein europäischer Augenzeuge die Tokugawa-Armee wie folgt:

*Die geschlagene Armee des Shoguns strömte in voller Auflösung nach Osaka zurück. Es war ein eigentümliches Schauspiel, die geharnischten, mit Bogen, Pfeilen und Lanzen bewaffneten Leute zu sehen, die den größten Teil derselben ausmachten; man konnte sich in das Mittelalter versetzt glauben und in der Tat war es der Leichenzug der japanischen Feudalität, dem man beiwohnte.*

Die Schlachten während der Meiji-Restoration bedeuteten das unwiederbringliche Ende des kriegstauglichen Entwicklungsstrangs des Bushido. Im Zuge der Modernisierungen wurde das feudale Ständesystem abgeschafft, was für die meisten Samurai zu schwer wiegenden sozialen Rückschlägen führte. Während Angehörige der reichen Samurai-Clans als Unternehmer und Politiker weiterhin an den Fäden der Macht zogen, verteilte sich die Masse der Samurai im neuen gesellschaftlichen Gefüge. Als Polizisten, Lehrer, Angestellte, Bauern oder auch Arbeiter mussten sie nunmehr ihren Lebensunterhalt verdienen. 1873 wurde die allgemeine Wehrpflicht eingeführt und 1876 ein Schwert-Edikt erlassen, das den Samurai das Recht zum Tragen ihrer Schwerter entzog. Als soziale Klasse, die seit der Tokugawa-Friedenszeit gesellschaftlich eh schon parasitäre Charakterzüge trug, waren die Samurai nun endgültig erledigt.

Nach der Öffnung des Lands übten westliche Wissenschaft, Technik und Lebensführung auf die meisten Japaner schnell eine größere Anziehungskraft aus als die überkommenen, traditionellen Werte- und Lebensmuster. Die mit der Tradition der Samurai verbundenen Kampfkünste wurden als nicht mehr zeitgemäß empfunden, vernachlässigt und drohten im Strudel des Fortschritts gänzlich unterzugehen. Dafür holte man Sportlehrer aus Amerika, die willige Japaner in amerikanischer Gymnastik ausbilden sollten.

In den 80er Jahren kam es zu einer nationalen Selbstbesinnung der Japaner. Der Shintoismus legitimierte den Kaiser erneut als Oberhaupt aller Japaner aufgrund seiner göttlichen Abstammung. Dadurch wurde er zur Symbolfigur der Volkseinheit. Gleichzeitig wurden Teile der Samurai-Ideologie wieder hoffähig. Es keimte ein Gemisch aus Nationalismus und Militarismus, in dessen Milieu auch die japanischen Kampfkünste neu auflebten. Die

japanische Außenpolitik wurde enorm aggressiv und war durch umfangreiche kriegerische Aktivitäten gekennzeichnet. Diese begannen 1894/95 mit dem chinesisch-japanischen Krieg, setzten sich fort mit dem russisch-japanischen Krieg 1904/05, der offiziellen Annexion Koreas und der Teilnahme Japans am 1. Weltkrieg auf Seiten der Siegermächte. Sie endeten letztlich im 2. Weltkrieg und in der totalen Katastrophe.

Anders als in China, dessen schwere politischen Krisen der letzten Jahrhunderte den alten chan-buddhistischen WEG trübten und verdeckten, schuf sich die japanische Variante des DO nach der Meiji-Restauration mit JuDo, Karate-DO und AiKiDo neue Formen, die sich als die Hauptsäulen des BUDO im 20. Jahrhundert die Welt eroberten. Man sollte sich allerdings stets vergegenwärtigen, dass die Renaissance der Kampfkünste zweifelsohne im Dienst einer vormilitärischen Erziehung des japanischen Volkes stand und die neu erschaffenen Formen und Inhalte bereits vielfach die Verwestlichung des japanischen Kultur reflektierten.

### **JuDo**

**Kano Jigoro**, der Begründer des JuDo, wurde 1860 als Sohn einer reichen, gebildeten Familie geboren. Sein Vater, Unternehmer und Regierungsbeamter, war begeisterter Anhänger der Neuerungen, die die Meiji-Restauration mit sich brachten. Kanos Erziehung und Ausbildung waren dementsprechend westlich orientiert und führten ihn schließlich in die Tokyoter Universität. Dort begab er sich unter die wohlwollende Schirmherrschaft des Dozenten und Hofrats Dr. Baelz, der von 1876 bis 1905 als Leibarzt des Kaisers tätig war und gleichzeitig eine Professur für Anthropologie und Medizin innehatte. Das Interesse, das Dr. Baelz an der Person des Kano Jigoro zeigte, beschränkte sich nicht auf dessen studentische Aktivitäten, sondern erstreckte sich ebenso auf die sagenumwobenen Kampfkünste, die Kano trainierte.

Während die japanischen Krieger zur Blütezeit der Samurai auf das Wissen und Können der zu ihrem Clan gehörenden Kampfkunstschule verwiesen waren, konnte sich Kano als Mensch einer neuen Zeit die Meister, von denen er lernen wollte, frei aussuchen. Unter drei verschiedenen Lehrern, die unterschiedliche JuJutsu-Stile unterrichteten, ließ Kano seine Kampfkraft vier Jahre lang ausbilden, um schließlich 1882 eine eigene Schule zu gründen, der er den Namen **Kodokan**, Klub zum Verstehen des Weges, gab. Die Verknüpfung der Kampfkünste mit dem Zen-Buddhismus als streng-religiöser Lehre hatte aber zusammen mit dem Abanken des Tokugawa-Regimes den Zenit bereits deutlich überschritten und so sollte der WEG, den Kano Jigoro zeichnete, nicht zur Erleuchtung führen, sondern diente eher als pädagogisches Konzept zur moralischen und geistigen Stärkung seiner Schüler. Da die traditionellen Kampfkünste zudem keinen direkten kriegerischen Sinn mehr machten und nicht mehr als Mittel zum Überleben dienen mussten, war bei den Überlegungen einer Neugestaltung der Kampfkünste der Weg offen für bis dahin untypische Spezialisierungen.

Kano Jigoro, der auf den Grundlagen des JuJutsu aufbaute, beschränkte sein neues Kampfsystem nach und nach auf die Nahdistanz mit Würfen, Hebeln, Würgern und Haltegriffen. Er führte das hierarchische System der Gürtelfarben ein und arbeitete konsequent an der Wettkampftauglichkeit des JuDos nach westlichem Muster. Seine praktische Lehre richtete er nach den Prinzipien des Nachgebens und der rationellen Verwendung der Energie aus und ergänzte sie um das aus dem Zen-Buddhismus entlehnte philosophische Prinzip des Weges (Do). Er war der Erste, der seine Disziplin von dem gängigen Beiwort „Jutsu“ entkoppelte und stattdessen stringent mit dem Begriff „DO“ verknüpfte. Kano selbst erklärte:

*Ich betrachte das JuJutsu als die Kunst oder Praxis der wirksamsten Anwendung der geistigen und körperlichen Energien und das Judo als den Weg und das Prinzip dieser Anwendung.*

Wie kam es nun, dass ein neuer, unausgereifter, in seiner realen Kampfkraft zweitrangiger Kampfstil eines jungen Kampfkünstlers, der nur eine kurze eigene Ausbildungszeit genoss und keinen Meistergrad vorweisen konnte, zu weltweitem Ruhm gelangte? Zum einen hatte Kano in seinem alten Universitätsprofessor Dr. Baelz einen JuDo-begeisterten Freund, der seinen Einfluss als kaiserlicher Leibarzt dazu benutzte, dass das JuDo als Unterrichtsfach in das Lehrprogramm der Universität von Tokyo aufgenommen wurde. Zum anderen erhielt Kano selbst nach Abschluss seiner universitären Ausbildung eine Anstellung als Schullehrer und wurde später Schuldirektor der First Higher School in Tokyo mit ausgezeichneten Verbindungen zum japanischen Bildungs- und Erziehungsministerium. Eingebettet in die Elite Japans, kaisertreu, traditionsbewusst und trotzdem westlich orientiert, gelang es der Konstellation Dr. Baelz/Kano, dass ihre „Herzensangelegenheit“ JuDo 1890 zur Pflichtdisziplin im japanischen Schulsport wurde. Mit diesem Schachzug wurde JuDo schlagartig in ganz Japan bekannt, und es öffnete sich das Tor zur Welt. Kano hörte schon mit 35 Lebensjahren auf, selber zu trainieren und widmete sein weiteres Leben der Verbreitung des JuDo. Seine Bemühungen zielten insbesondere darauf ab, das JuDo in den Rang einer olympischen Sportart zu heben. 1909 wurde er Mitglied im Internationalen Olympischen Komitee, und seiner unermüdlichen Vorarbeit ist es zu verdanken, dass JuDo 1960 schließlich in die olympischen Sportarten integriert wurde.

JuDo wurde durch den Ehrgeiz Kanos weltbekannt und bereitete den Boden für die globale Verbreitung der BuDo-Disziplinen. Die Kehrseite der Medaille zeigt uns allerdings, dass die Verwestlichung der traditionellen japanischen Kampfkünste, ihre Zurichtung als Wettkampfsport und der Wunsch nach weltweiter Akzeptanz den DO-Gedanken wie ein Mühlrad zermalmten. Darüber hinaus musste der starke Impuls, der vom Siegeszug des JuDo ausging, den DO-Gedanken auch innerhalb Japans verflachen, wenn er nicht gar die endgültige Abkopplung des traditionellen DO von den Kampfkünsten einleitete.

### **KarateDo**

Unter der Schirmherrschaft des japanischen Kultusministeriums und unter der persönlichen Leitung Kanos fand 1922 in Tokio eine Vorführung alter japanischer Kampfkünste statt. Dabei sollte auch eine alte Kampfkunst der Insel Okinawa, die 1879 offiziell Teil des japanischen Kaiserreichs geworden war, vorgestellt werden. Die Kampfkunst wurde von dem einer verarmten Samuraifamilie entstammenden okinawanischen Schullehrer und Dichter **Funakoshi Gichin** demonstriert und hieß „**Karate**“.

Da historisch gesehen mit „Budo“ die Künste bezeichnet werden, die zur Ausbildung des Samurai dienten, war es eigentlich absurd und dem fanatisierten militaristischen Nationalismus Japans zuzuschreiben, die Kampfkunst einer annektierten Insel in die Budo-Disziplinen einordnen zu wollen.

Okinawa ist die Hauptinsel des Ryukyu-Archipels, das mit einer Kette aus über hundert Inseln die südlichste Hauptinsel Japans mit der vor dem chinesischen Festland gelegenen Insel Taiwan verbindet. Bis zum 16. Jahrhundert stand Okinawa unter der Oberhoheit Chinas und die Kultur der Insel war durch einen intensiven kulturellen Transfer von China nach Okinawa gekennzeichnet. Chinesische Kampfkunstmeister lehrten die Inselbewohner verschiedene

Shaolin-Kampfstile, die sich mit eigenständigen, alten Kampftechniken des Inselreichs vermischten.

In der Zeit der innenpolitischen Auseinandersetzungen Japans des beginnenden 17. Jahrhunderts musste der neu ausgerufene Shogun Tokugawa Ieyasu den mächtigen, aber rivalisierenden süd-japanischen Samurai-Clan der **Satsuma** innenpolitisch ruhigstellen und erlaubte ihnen, die Ryukyu-Inseln militärisch zu annektieren. Um die aufrührerischen Aktivitäten der Okinawaner nach der Unterwerfung der Inseln in den Griff zu bekommen, wurde das Verbot erlassen, Waffen zu tragen und Kampfkünste zu praktizieren. Das Volk war damit der Willkür der Beamten, Soldaten, umherziehender Räuberbanden und Piraten schutzlos ausgeliefert. Die Bevölkerung war gezwungen, sich in dieser schwierigen Situation mit ihrer waffenlosen Kampfkunst, **Okinawa-Te** (te – japanisch: „Hand“) oder **Tote** („Wunderhand“) genannt, in Verbindung mit einer Umwandlung von bäuerlichen Arbeitsgeräten zu getarnten und gefährlichen Waffen (**Kobudo**) zu schützen und sich gegen die japanischen Besatzer zur Wehr zu setzen. Zum Ziel des Te wurde es, Arme und Beine in Waffen mit so schrecklicher Zerstörungskraft zu verwandeln, dass sie die Rüstung eines Samurai mit tödlichem Effekt durchdringen konnten. Der historische Vorläufer des KarateDo war mithin eine Kampfkunst, die den Samurai nicht nur fremd war, sondern darüber hinaus insbesondere dafür entwickelt wurde, sie aus dem Leben hinaus zu ihren shintoistischen Göttern zu befördern.

Als die Herrschaft des Satsuma-Clans 1875 endete und Okinawa offizieller Teil Japans wurde, lockerte sich das Verbot, die okinawanischen Kampfkünste zu trainieren. Um die Jahrhundertwende wurde eine entschärfte Variante des Te mit tatkräftiger Unterstützung des Schullehrers Funakoshi Gichin als Mittel der allgemeinen Leibesertüchtigung in die Lehrpläne okinawanischer Schulen aufgenommen.

Das Karate, das Funakoshi anfangs in der japanischen Öffentlichkeit zeigte, war eine Kampfführung aus mittlerer Distanz mit Favorisierung der Faustschläge und Fußtritte. Gleichwohl kannte das Karate des Funakoshi noch keine Kampfübungen mit dem Partner und schon gar nicht den freien Kampf oder Wettkampf. Das Karatetraining bestand aus dem Üben einiger weniger Kata (kämpferischer Bewegungsformen ohne Partner), dem Training am Makiwara (hartes Trainingspolster zum Einüben von Faust- und Fußtechniken), der Verbesserung der Techniken und der Kräftigung des Körpers.

Wegen der starken Resonanz, die das Karate in Japan erfuhr, blieb Funakoshi auf Einladung seines neuen Freundes Kano Jigoro in Japan und kehrte nicht mehr nach Okinawa zurück. Er unterrichtete Karate in Universitäts-Clubs, machte weitere Vorführungen und publizierte Bücher zum Karate. Von Kano übernahm Funakoshi Gichin nicht nur die Räumlichkeiten, in denen er seine ersten Karatekas unterrichtete, sondern auch seine Lehrmethoden und das Rangsystem mit den verschiedenen Kyu- (Schüler-) und Dan- (Meister-) Graden. Die allgemeine Ausrichtung der japanischen Gesellschaft auf westliche Werte ließ Funakoshi dazu übergehen, sein Karate zu versportlichen und den Wettbewerbsgedanken aufzugreifen. Seine erste Karate-Schule nannte Funakoshi **Shotokan**. „**Kan**“ heißt „Halle“ und „**Shoto**“ war Funakoshis Künstlernamen, mit dem er seine eigenen Gedichte unterzeichnete. Shoto bedeutet „wogende Pinien“. Shotokan wurde auch zur Bezeichnung des Funakoshi-Karatstils, der in der Zwischenzeit in Japan Konkurrenz von anderen okinawanischen Karate-Meistern erhalten hatte.

Die Silbe **Kara** steht im Japanischen allgemein für China, das Wort Karate hieß also ursprünglich „chinesische Hand“ und wies deutlich auf seine historischen Wurzeln zurück.

Anbetracht des 1930-32 geführten Manschurei-Feldzuges und der anhaltenden Konflikte mit China schien es nicht mehr angebracht, mit dem Namen KarateDo auf die starken kontinentalen, chinesischen Wurzeln hinzuweisen. Das alte Schriftzeichen für „Kara“ wurde also durch eine neues japanisches Schriftzeichen ersetzt, welches ebenfalls „Kara“ gelesen wird, aber mit der buddhistischen Philosophie verbunden ist und soviel wie „leer“ bedeutet. Durch die Übernahme des aus der zen-buddhistischen Terminologie stammenden Zeichens „Leere“ sollte der chinesische Einfluss ausgelöscht und eine Japanisierung im Sinne der alten Samurai-Ideologie erreicht werden. 1941 wurde das nationalistisch auf Linie gebrachte KarateDo als japanische Kampfkunst voll anerkannt.

Funakoshi Gichin war der populärste Verbreiter der okinawanischen Kampfkunst Karate. Sein bekanntestes Schriftwerk „Karate-do – Mein Weg“, welches er in hohem Alter niederschrieb, beschreibt in einfacher und netter Weise Stationen seines Lebens. Von seiner Schülerzeit als junger Karateka ist hier die Rede, von den Persönlichkeiten seiner Lehrer, von kleineren Ereignissen rund um sein Karate-Dasein und von seinem Werdegang als Verbreiter des Karate in Japan. Funakoshi beschreibt sich selbst als einen praktisch-realistischen Menschen, der seine Kampfkunst frei halten will von Mythenbildung:

*Zum Beispiel mag jemand, der mit der Kunst nicht vertraut ist, einen Eingeweihten fragen: „Ich sehe, dass du Karate übst. Sag mal, kannst du wirklich einen Felsbrocken mit deinen Fingern zerschlagen? Kannst du wirklich den Bauch eines Mannes mit ihnen durchstoßen?“ Sollte der andere antworten, dass sowohl das eine als auch das andere unmöglich ist, würde er nur die Wahrheit sagen. Trotzdem gibt es ein paar Schüler, oder besser sogenannte Schüler, die dann missbilligend mit den Schultern zucken und murmeln: „Tja, also manchmal ...“ ... Aber ich kann meinen Lesern versichern, dass zumindest nach meiner langen Erfahrung niemand lebt, der, egal wie lange er geübt und trainiert hat, die natürlichen Grenzen der menschlichen Kräfte überschreiten kann.*

Eine Erörterung des Zen in der Kampfkunst Karate entfällt bei Funakoshi vollständig, da er überhaupt kein Anhänger der buddhistischen Lehre war. Stattdessen zeigt er Nähe zum Konfuzianismus, der ihm von seinem Großvater, einem auf Okinawa bekannten konfuzianischen Gelehrten, im Kindesalter vermittelt wurde, und outet sich als überzeugter okinawanisch-japanischer Patriot, der eine streng nationale Geisteshaltung mit dem Karate in Verbindung bringen will:

*Karate-do ist nicht nur der Erwerb besonderer Verteidigungsfähigkeiten, sondern auch das Meistern der Kunst, ein gutes und ehrbares Mitglied der Gesellschaft zu sein ... Liebe zum Karat, Liebe zu sich selbst, Liebe zur Familie und zu Freunden: alles führt letztlich zur Liebe des eigenen Landes. Das wahre Verständnis des Karate kann nur durch solche Liebe erreicht werden.*

Er war ein Mensch, der morgens nach dem Aufstehen seine Haare büstete und kämmte, was manchmal eine ganze Stunde dauerte, weil ein Samurai immer ordentlich auszusehen hatte. Nachdem er sich präsentabel gemacht hatte, wendete er sich in Richtung des kaiserlichen Palastes und verbeugte sich tief, dann wendete er sich in Richtung Okinawa und verbeugte sich ebenfalls. Erst nachdem er dieses Ritual beendet hatte, trank er seinen Morgentee. Ein Grund, warum er den Wunsch verspürte, das Karat aus der Sphäre des Geheimnisvollen heraus zum Volkssport zu machen, war seine Sorge um die militärischen Tüchtigkeit seines Volkes:

*Darüber hinaus scheint sich die Gesundheit unserer jungen Männer, die sich der Musterung unterziehen müssen, von Jahr zu Jahr zu verschlechtern. All dies in Betracht ziehend entschloss ich mich, ein Lehrbuch über Karate zu schreiben, durch welches der Sport vielleicht in der ganzen Nation Verbreitung findet und unser Volk sich in Geist und Körper üben kann.*

Übungen des Geistes und der richtigen inneren Haltung sind nirgendwo zusammengefasst thematisiert oder aufgelistet, sondern fließen nebenher in die Erzählungen Funakoshis ein:

*Weiterhin bemühen sich die Schüler des Karate-do nicht nur, ihre Techniken zu vervollkommen, sondern auch ihr Herz und ihren Geist von allen weltlichen Wünschen und Eitelkeiten zu reinigen...*

*Ich habe in meinem Unterricht immer den Punkt betont, dass Karate eine defensive Kunst ist und niemals offensiven Zwecken dienen darf ... sobald Karate ins Spiel kommt, wird das Ganze zu einer Angelegenheit von Leben und Tod.*

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Funakoshi zum einen ein Patriot und zum anderen ein traditionsbewusster und –verpflichteter Mensch war, der die daraus abgeleiteten Maxime seines Lebens einfach als allgemeine Verhaltensregeln für Karateka ausgab. Die Weisungen an seine Karate-Schüler entsprachen somit am ehesten den herrschenden guten Sitten des japanischen Kaiserreichs. Zum Beispiel darf die Aussage, dass Karate eine defensive Kunst sei und niemals offensiven Zwecken dienen dürfe, nicht absolut betrachtet werden. Unter dem übergeordneten Aspekt des Patriotismus wird sie vielmehr formbar bis hin zu ihrem genauen Gegenteil:

*Als sich der „Mandschurische Zwischenfall“ ausweitete, begann Japan, sich auf einen richtigen Krieg vorzubereiten. Nun wurde die Zahl der Schüler, die in mein Dojo kamen, immer größer, und nach dem Ausbruch der Feinseligkeiten mit China, die bald vom Krieg im Pazifik gefolgt wurden, konnte mein Dojo die Anzahl der jungen Männer, die trainieren wollten, nicht mehr aufnehmen ... Selbstverständlich starben viele meiner Schüler im Kampf ... Bald musste natürlich eine andere Katastrophe ertagen werden: der Kaiser verkündete seinen Erlass, der die Niederlage Japans anerkannte.*

Funakoshi Gichin selbst setzt sich in seinem Buch nirgendwo als gewichtiger Do-Meister in Szene, sondern berichtet neben und zwischen seinen Karate-Anekdoten immer wieder über sehr menschlich-persönliche Probleme:

*Mein Gehör ist immer noch scharf genug, aber ich muss zugeben, meine Häne sind nicht mehr meine eigenen. Wenn ich esse, habe ich keine Schwierigkeiten mit ihnen, aber ich habe festgestellt, dass sie manchmal während einer Unterhaltung locker werden, und ich fürchte deshalb, sie könnten herausfallen. Deshalb presse ich sie mit einem Finger gegen den Gaumen, was auch nicht gerade zur besseren Verständlichkeit beiträgt. Ich glaube, ich sollte mir demnächst ein neues und besseres Paar kaufen.*

Oder er philosophiert über Probleme, die die neue Zeit mit sich bringt:

*Manchmal wurde ich gefragt, ob eine Frau, die Karate gelernt hat, nicht versuchen wird, nach ihrer Heirat ihren Mann zu bevormunden. Das Gegenteil wird höchstwahrscheinlich der Fall sein, möchte ich sagen. Eine im Karate trainierte Frau wird alle Anstrengungen machen, ihrem Mann zu gehorchen, weil Karate mit Höflichkeit beginnt und endet. Eine Frau, die dem Karate-do folgt, wird nicht davon träumen, ihren Mann zu dominieren.*

Das Karate, das Funakoshi lehrte, gehört nicht zu den DO-Künsten. Wieso sollte auch ausgerechnet das Karate, das als pragmatische Kampfkunst zum Totschlagen von Samurai zur Blüte entwickelt wurde, den Geist des DO der alten japanischen Kriegerklasse hochleben lassen?

### AiKiDo

Der Begründer des AiKiDo, **Ueshiba Morihei**, wurde 1883 als einziger Sohn einer wohlhabenden, traditionsreichen Familie geboren. Seine Mutter, die ihn die ersten zehn Jahre seines Lebens verwöhnte, stammte aus einer sehr frommen Familie. Sie nahm Morihei stets mit zu den Zusammenkünften einer skurrilen Religionssekte, die sich durch spektakuläre Zeremonien und Mystizismus auszeichnete. Ihr Sohn wurde dabei ein häufig kränklicher Tagträumer, der leichtfertig zum Enthusiasmus neigte und ebenso leicht in tiefe depressive Stimmungen verfiel. Zum Rettungsanker für verschieden missliche Lebenslagen, in die sich der seelisch labile, stets nach Lebenssinn hungernde, junge Ueshiba Morihei hinein manövrierte, wurde ein ums andere Mal der Einfluss und der ausbügelnde Wohlstand seiner treu zu ihm haltenden Eltern.

Als Anhänger und Verfechter des militaristischen Nationalismus Japans meldete er sich freiwillig zur Armee, die ihn nicht haben wollte, weil Ueshiba mit 1,55 m Körpergröße zu klein war. Mit verschiedenen sonderlichen Übungen versuchte er, sein Rückgrat zu verlängern und seine Körpergröße positiv zu verändern. Nachdem er wider aller Erwartung doch noch eine Sonderprüfung bestand, wurde er 1905 begeisterter Rekrut im russisch-japanischen Krieg. Während seine Militärzeit kam Ueshiba zum ersten Mal in Kontakt mit den Kampfkünsten und trainierte Nah-, Schwert-, Lanzen- und Speerkampf.

1912 machte sich Ueshiba mit knapp 100 Menschen auf die Reise, um einem Regierungsauftrag folgend als freiwilliger Pionier die nahezu unbewohnte Insel Hokkaido zu besiedeln. Diese nördlichste Insel des Kaiserreichs galt als der „Wilde Westen“ Japans und beherbergte etliche Gesetzlose und Banditen. Dort traf er auf den Kampfkunstmeister **Takeda Sogaku**, der eine aus alten Wurzeln stammende und sich durch hohe Effektivität auszeichnende Kampfkunst namens **Daito ryu Aikijutsu** lehrte.

Takedas Sturheit, auch nach der Meiji-Restauration wie ein Samurai-Krieger leben zu wollen, brachten ihn ständig in Konflikte mit dem Gesetz und zwangen ihn zu einem ruhelosen Leben. Meist beschränkte er den Unterricht in seiner Kampfkunst deshalb auf Kurzlehrgänge, nur auf Hokkaido hielt er sich öfter und länger auf und unterrichtete dort Ueshiba Morihei als Schüler. Dafür wohnte er in dessen Haus, ließ sich von morgens bis abends von ihm bedienen und kassierte für seine Unterweisung im Daito ryu obendrein noch ein kleines Vermögen.

1920 ließ sich Ueshiba Morihei auf eine Religionssekte ein, die sich **Omotokyo** (Sekte der großen Quelle) nannte. Diese Religion, die sich aus einem Gemisch von shintoistischen, taoistischen und auch christlichen Elementen zusammensetzte, bildete sich um **Nao Deguchi**, einer Frau aus dem Volke, die angeblich die Offenbarung Gottes erfahren hatte. Die göttliche Botschaft schrieb sie in mehreren Büchern, den **Ofudesaki** (Ehrenwerte Pinselspitzen) nieder und prophezeite darin nach einer Katastrophe die Entstehung eines Friedensreiches und das Erscheinen eines Erlösers. Die in Mystik eingetauchten Vorstellungen des nahenden Friedensreiches waren eng mit der erhofften Rückkehr Japans zu einer Agrargesellschaft

verknüpft und brachte die Sekte zwangsläufig auf Konfrontationskurs mit der japanischen Regierung, die auf Industrialisierung setzte.

Der Mann von Naos Tochter nannte sich **Deguchi Onisaburo** und war der geistige und organisatorische Kopf der Bewegung. Er wurde zum spirituellen Führer Ueshibas und dieser zu seinem persönlichen Leibwächter. Interessierte Anhänger der paramilitärischen und politisch starken und einflussreichen Sekte wurden von Ueshiba im Daito ryu unterrichtet. Als Deguchi den Plänen eines fanatisch-nationalistischen Geheimbundes folgend mit einer selbstorganisierten, autonomen Armee in die Mongolei einmarschierte, um die „barbarischen“ Länder mit spiritueller und militärischer Überzeugungskraft zu einem Reich der Güte und Gerechtigkeit im Sinne ihrer religiösen Doktrin aufzubauen, beteiligte sich Ueshiba in Ergebenheit und Gefolgschaftstreue gegenüber dem Oberhaupt seiner Sekte an dieser Mission. Die bodenlose Naivität der gesamten Unternehmung brachte Deguchis Armee letztlich den Tod. Er selbst und Ueshiba Morihei überlebten und landeten hinter chinesischen Gefängnismauern, aus denen sie nur durch Diplomatie und japanische Intervention vor der Todesstrafe gerettet und nach Hause geschickt wurden. Wieder in Japan begannen sich Legenden um Ueshibas Unbesiegbarkeit und Unsterblichkeit zu bilden. So sollte er dazu in der Lage sein, die Flugbahn der Kugeln seiner Gegner zu sehen und sie Kraft seines Geistes daran hindern zu können, ihn zu töten. In dieses Milieu der Bewunderung passte es wunderbar, dass Ueshiba seinen Eintritt in den Stand der Erleuchtung (Satori) bekanntgab. Der Boden war bereit für einen Umzug nach Tokyo und die Gründung eines eigenen Dojos mit dem Namen „**Kobukan**“ (kaiserliche Halles der Krieger). Binnen kürzester Zeit tummelte sich hier die High Society Tokyos. Zu Ueshibas Schülern gehörten Politiker und Unternehmer genau so wie prominente Personen der gehobenen Militär- und Polizeiaufbahn. Diese Attraktion des Kobukan für die gesellschaftliche Elite war kein Zufall, sondern basierte auf dem biographischen Profil Ueshibas:

1. Ueshiba stammte selbst aus einer alten, angesehenen Familie
2. Seine im „Trend“ liegende nationalistisch-militaristische Einstellung bewies er durch seine begeisterte Teilnahme am russisch-japanischen Krieg.
3. Als Untermauerung dieser Gesinnung galt seine Mitgliedschaft in der politisch starken und einflussreichen Omotokyo-Sekte, die die Rückeroberung des wahren Wesens Japans propagierte und die Rekonstruktion des „göttlichen Reiches“ in Japan anstrebte. Die gescheiterte Militäraktion, mit der Deguchi und Ueshiba in der Mongolei ihr Friedensreich anvisiert hatten, brachte ihnen keinen gesellschaftlichen Spott ein, sondern allgemeine Anerkennung. Das Überleben dieses Wahnsinnsprojekts förderte die Legendenbildung um Ueshibas Kampfkraft und Unbesiegbarkeit.
4. Das Daito ryu Aikijutsu war lange Zeit Geheimwissenschaft, nur Abkömmlingen adliger und reicher Familien zugänglich und damit elite-spezifisch. Es hat in seinen Bewegungsmustern einen starken Bezug zum Schwertkampf, der edelsten und angesehensten aller Samurai-Disziplinen.
5. Durch seine fanatisch-religiöse Ausrichtung in Verbindung mit seinem angeblichen Satori-Erlebnis gab Ueshiba dem Aikijutsu eine in den damaligen Budo-Disziplinen kaum noch vorfindbare spirituelle Aura, die an die Lebenswelt und die Werte alter Samurai-Zeiten erinnerte.

Nach Ausbruch des zweiten Weltkriegs verließ Ueshiba Morihei Tokyo, um auf dem Land abseits allen weltlichen Geschehens dem Aikijutsu ein völlig neues Gesicht zu geben. Seine bisherigen Bemühungen, den kriegerischen Realitätsbezug des Aikijutsu weiter zu akzentuieren, gab er vollständig auf und erarbeitete stattdessen eine Bewegungskunst, der auch von vielen seiner Schüler des Kobukan jegliche Eignung als realistische Kampfkunst

abgesprochen wurde. Das von Ueshiba entworfene neue Gesicht des Aikijutsu wurde als **AikiDo** bezeichnet und in dieser Form letztlich weltbekannt.

Die mit dem zweiten Weltkrieg verbundene Revolutionierung der Waffentechnologie, die mit den Abwürfen der US-Atombomben auf Hieroshima und Nagasaki einen bestürzenden Eindruck ihrer neuen Qualität gab, offenbarte die völlige Sinnlosigkeit eines ernsthaften Festhaltens an dem kriegerischen Realitätsbezug der traditionellen japanischen Samurai-Kampfkünste. Es mag sein, dass diese Entwicklung die kriegerische Mentalität des Ueshiba Morihei zermürbte und zerstörte. Mit Sicherheit aber gewann die spirituelle Welt der Omotokyo-Sekte zunehmend Einfluss auf den älter werdenden Kampfkünstler.

Ein knappes Jahrhundert nach dem Untergang der Samurai und nach der totalen Kapitulation des Kaiserreichs im 2. Weltkrieg erschien Ueshiba den Japanern als Reinkarnation vergangener DO-Meisterschaft und bot den gedemütigten Landsleuten in dieser Funktion einen dringend benötigten inneren Halt. In der Tat lassen seine wenigen hinterlassenen Texte Erinnerungen an viel ältere Schriftwerke aufkommen:

*Der wahre Zweck der hier beschriebenen Methoden ist den Krieger zu lehren, wie man Geist und Körper mit heldenhaftem Geist erfüllt – indem man im Grenzland von Leben und Tod sein Ki verfeinert und seinen Geist schmiedet. Übe diese Techniken eifrig mit deinem gesamten Geist und Körper, beruhige unaufhörlich dein Gemüt und schreite voran, verschmelze mit Himmel und Erde und vereine Übung und Erleuchtung. Erkenn, dass dein Geist und Körper durchdrungen sein müssen von der Seele eines Kriegers, erleuchteter Weisheit und tiefer Ruhe.*

Unter dem Einfluss der Omotokyo-Sekte beschäftigte sich Ueshiba mit der Einheit von Mensch und Kosmos, Körper und Geist, Lebensenergie und kosmischer Energie. Er strebte nach dem Verschmelzen mit der Natur und nach einem Verständnis für die universelle Energie Ki. Seine Kampfkunst versuchte er harmonisch in seine religiösen Vorstellungen einzubetten:

*Wer das geheimnisvolle Aikido im Weltall und in sich selbst beherrscht, der kann von sich selbst sagen: Das Weltall – das bin ich ... Versucht ein Gegner, mich anzugreifen, so stößt er deshalb mit dem Weltall selbst zusammen, dessen Harmonie er zerstören muss. Doch schon in dem Augenblick, in dem er sich entschlossen hat, mit mir seine Kräfte zu messen, ist er besiegt.*

Von Onisaburo, dem Sektenführer, übernahm Ueshiba die höchst skurrile Wissenschaft der **Kotodoma** (Wortseele/Wortgeist), dem Ursprung der Sprache und ihrer magischen Kraft. Die Laute symbolisieren danach den Rhythmus des wirbelförmigen „Atmens des Weltalls“ und stellen eine Verbindung her zwischen Geist und Körper und zwischen Mensch und Universum. Auf dieser Grundlage verwendete Ueshiba bei seinen Kampfbewegungen seltsame Töne, die die Energie lenken sollten. Seine Art, seine religiösen Gedanken und Gefühle mit der Kampfkunst in Verbindung zu bringen und auszuformulieren, sind leider in keiner Weise dazu geeignet, beim Leser klare Vorstellungen zu erzeugen:

*Budo ist ein heiliger, von den Göttern erschaffener Weg, der zu Wahrheit, Tugend und Schönheit führt; es ist ein geistiger Weg, der die unbegrenzte, absolute Natur des Uneversums und das ursprüngliche großartige Modell der Schöpfung widerspiegelt.*

*Durch die in hingebungsvoller Übung erlangte Tugend kann man die Prinzipien von Himmel und Erde begreifen. Solche Techniken entspringen der feinen Wechselwirkung von Wasser und Feuer, sie offenbaren den Weg von Himmel und Erde, den Geist des göttlichen Weges ... Diese Tugend erzeugt Licht und Feuer und formt das heilige Schwert der geistigen Harmonie zwischen Himmel, Erde und Menschheit...*

Da seine Redeweise eh verdichtet bis unverständlich wirkt, benutzte er von sich aus auch gerne die Gedichtform als adäquates Mittel seiner Mitteilungen:

*O Götter von Himmel und Erde!  
Leitet uns hin zu  
Den kostbaren Ki-Techniken,  
die die Seele beruhigen  
und alle Dinge reinigen.*

*„Ei!“  
Zerschneide den Feind,  
der in dir selbst lauert,  
und leite alle Dinge mit  
„Yah!“ und „Iei!“-Rufen*

*Wahres Budo  
Ist durch Bücher und Worte  
Nicht erklärbar;  
Die Götter erlauben dir  
Solche Erklärungen nicht.*

Der praktische Teil des WEGs, die Kampfkunst, wurde von dem jüngeren Ueshiba noch sehr realitätsbetont gesehen:

*Stelle dir stets vor, du seist auf dem Schlachtfeld im heißesten Gefecht; vergiss niemals dieses entscheidende Element des Trainings.*

Der ältere Ueshiba versuchte dagegen, seine religiöse Welt bis in die Poren seiner Kampfkunst hinein auszudehnen. Jede Technik, jede Bewegung der Kampfkunst soll mit der Wahrheit des Universums übereinstimmen. Das Ergebnis ist das Aikido. Die Schwingungen des Körpers entstammen der Einheit von Körper und Geist, welche einen Einklang mit den Schwingungen des Universums herstellt. Das Wesen des Aikido besteht in der Symbiose der Schwingungen des Körpers mit den Schwingungen des Universums.

Technisch gesehen erinnert seine Kampfkunst an eine Kombination von JuJutsu und Ken-Jutsu, an eine Verknüpfung von waffenloser Kampftechnik mit dem Schwertkampf. Es dominieren eine Vielzahl von Drehbewegungsvarianten im Wechsel mit Hebel- und Wurftechniken. Eine gute Aikido-Vorführung sieht aus wie ein Tanz, und in der Tat sind die Manöver und Techniken dieser Kampfkunst weniger darauf aus, einem Gegner aggressiv zu begegnen. Sie wollen vielmehr ein Hilfsmittel sein, die zu erlernende Harmonie der Körperbewegungen in eine geistige Ausgeglichenheit zu verwandeln, die das Tor zur religiösen Erfahrung öffnen soll.

Jeder, der Aikido kennt, weiß die Ästhetik seiner runden, fließenden, tänzerisch anmutenden Bewegungen gepaart mit Momenten alter Kampfkünste zu bewundern. Eine realistische

Kampfkraft kann man ihm allerdings nur mit beträchtlichem Imaginationsvermögen zuschreiben.

Meister Ueshiba Morihei als DO-Meister darzustellen, ist sicherlich schwierig, da er vom Original des Zen-Buddhismus weit entfernt war. Ueshiba als seinen geistigen WEG-Meister zu akzeptieren, heißt, seine Lehrzeit zwangsläufig mit der Lektüre der „Ofudesaki“ (Ehrenwerte Pinselspitzen), den göttlichen Botschaften der verschrobenen Omotokyo-Sekte, zu beginnen. Aber gibt es jemanden, der diese spinnwebenverhangenen Gespenster der Vergangenheit wirklich wieder zum Leben erwecken will?

### **Der Zen-Meister Taisen Deshimaru-Roshi**

Wo soll DO, der WEG, eigentlich hinführen, was ist sein Ziel, was will er erreichen? Lassen wir zuerst einen Zen-Meister unserer Zeit zu Wort kommen, Taisen Deshimaru-Roshi, der uns in seinem 1977 erschienenen Buch „Zen in den Kampfkünsten Japans“ mit der Essenz des DO vertraut zu machen sucht. Er bezeichnet seine Art, Zen zu praktizieren, als **Zazen**:

*Zen seinerseits hat eine andere Über-Technik geschaffen, die nicht nur körperliche und geistige Kraft verleiht, sondern auch den Weg der Weisheit öffnet, den Weg einer Weisheit, die derjenigen Gottes oder Buddhas gleichkommt. Das ist Zen: die Übung des Sitzens in der überlieferten Haltung, die Übung des Laufens, Stehens und richtigen Atmens ...*

Was aber soll passieren beim Praktizieren des Zazen?

*Viele denken, beim Zazen handle es sich darum, eine Erleuchtung, einen besonderen Zustand des Geistes zu finden. Die Übung der Meditation, der Konzentration in der Haltung des Buddha ist nichts von alledem. Die Zeremonien der Religionen erwecken Gefühle, Emotion, Ekstase ... Zazen hingegen ist weder Ekstase noch die Erzeugung bestimmter Gefühle, noch irgendein besonderer Zustand von Körper und Geist. Es handelt sich darum, voll und ganz zum normalen, reinen Zustand des Menschen zurückzukehren. Dieser Zustand ist nicht das Privileg der großen Meister und der Heiligen, er ist ohne Geheimnis und jedem zugänglich. Zazen bedeutet, vertraut zu werden mit sich selbst, sein inneres Wesen zu „schmecken“ und in Einheit mit ihm zu gelangen und sich mit dem universellen Leben zu harmonisieren.*

Was beim Sitzen in der Haltung des Buddha geschieht, konkretisiert Deshimaru:

*Am Anfang denkt ihr noch mit eurem persönlichen Ich-Bewusstsein. Lasst es vorbeiziehen. Später taucht das Unterbewusste auf. Lasst auch dies vorbeiziehen. Auch dies kommt zu seinem Ende. So denkt man manchmal, manchmal denkt man nicht. Danach ist der Geist rein wie der Mond, wie das Spiegelbild des Mondes auf dem Wasser es Flusses.*

Der WEG fordert das Aufgeben aller Facetten des Ichs. Die eigene Biographie und Sozialisation, seine Art zu denken und zu fühlen, die gesamte verinnerlichte Kulturgeschichte – von all dem hat man sich zu befreien, um danach auch noch die tierischen Instinkte, die am Geist haften, aufzugeben. Nun ist man vollkommen frei von seiner Umgebung, hat allen Egoismus aufgegeben, das Wesen des eigenen Selbst entdeckt und hat Zugang zum reinen, absoluten Geist, der sich in Harmonie befindet mit der universellen Grundenergie:

*Was lässt das Blut in unseren Adern zirkulieren, was setzt die Nervenströme und die Eingeweide in Bewegung? ... Allein ki bewegt, schafft die Bewegung des Lebens. Mit ki in Harmonie sein bedeutet also, eins zu sein mit dieser Grundenergie.*

Die Gemeinsamkeit von Zen und den Kampfkünsten sieht Deshimaru darin, dass sie beide in ihrem tiefsten Sinn Unterweisung sind in dem grundlegenden Problem von Leben und Tod.

*Angesichts des Todes und angesichts des Lebens muss das Bewusstsein ruhig bleiben. Und man muss sein Leben und seinen Tod „beschließen“ und voll und ganz akzeptieren, nicht einfach nur über sich ergehen lassen. Selbst wenn mein Körper stirbt, muss mein Geist aufrecht bleiben. Das ist die Übung des Zen und des Budo.*

Bushido und Buddhismus haben sich gegenseitig beeinflusst, wobei der Buddhismus den bushido in fünf Aspekten ganz besonders geprägt hat:

1. *die Besänftigung der Gefühle*
2. *ruhiger Gehorsam gegenüber dem Unvermeidlichen*
3. *Selbstbeherrschung gegenüber jedwedem Ereignis*
4. *tiefere Vertrautheit mit dem Gedanken des Todes als mit dem des Lebens*
5. *reine Armut*

Den Übertrag des DO auf den Westen und vor allem die Infizierung des Budo mit dem Sportgedanken und seiner speziellen Mentalität problematisiert Deshimaru entschieden:

*Die Kampfkünste sind keine Theaterspielerei. Das wäre kein wahres Budo. Das Geheimnis der Kampfkünste ist, dass es weder Sieg noch Niederlage gibt. Weder kann man siegen noch kann man besiegt werden! Sport und die japanischen Kampfkünste sind etwas Verschiedenes.*

In der zentralen Thematik des Budo geht es nicht um Sieg oder Niederlage, die bestenfalls eine äußere, irrelevante Oberfläche beschreiben. Es geht vielmehr um Leben, um Tod und um den Augenblick, in dem entschieden wird:

*Sieg oder nicht Lieg, leben oder nicht leben – das entscheidet sich in einem Augenblick. Man muss im Augenblick leben – in ihm entscheiden sich Leben und Tod ganz und gar ... Nun ist es ja so, dass man in den heutigen Wettkämpfen nicht mehr auf Leben und Tod kämpft, sondern nur Punkte sammelt. Also genügen körperliche Kraft und Technik. Früher war das ganz und gar anders, denn da ging es ums Leben ... Die Kraft des Körpers, der Technik und des Geistes liegen mehr oder weniger eng beieinander, doch immer entscheidet shin, der Geist, über den Ausgang eines Kampfes.*

So sehr sich Zen-Meister Deshimaru bis hierher um die Klärung der zen-buddhistischen Aspekte des DO bemüht und verdient gemacht hat, so muss man doch feststellen, dass seine Erklärungs- und Überzeugungskraft in der Umreißung des praktischen Teils des WEGs erheblich nachlässt und Zweifel an seiner diesbezüglichen Kompetenz aufkommen:

*Die höchste Form des Kampfes bleibt letztlich das kiai (Kampfschrei), das kwatz der Rinzai-Meister, die ohne eine Bewegung, ohne Waffen und ohne zu berühren töten konnten, indem sie diesen Laut durch ihr ki von sich schleuderten. Ihr ki, ihre ganze Energie verschmolz mit der des Kosmos ... So erzählt man sich zum Beispiel die Geschichte eines Meisters, der eine Maus oder eine Ratte töten konnte, indem er nur seinen Blick auf sie konzentrierte ... Er hatte wohl ein starkes ki!*

Da die Demonstration eines Meisters, der einen Gegner ohne Berührung ausschließlich mit ki-Energien oder nur mit Blicken überwältigen oder gar töten kann, bisher nicht bekannt

geworden ist, fragt man sich, ob vielleicht weniger die praktische Möglichkeit als vielmehr der große Glaube an die Allkraft des absoluten Geistes Deshimaru dazu ermuntert, sich aus der Trickkiste der Mythen und Legenden zu bedienen:

*Wenn ein Samurai von zehn Gegnern angegriffen wird, kann er doch alle besiegen. Man sieht dies oft in japanischen Filmen. Dem Europäer scheint das unmöglich. Doch das ist kein Theater. Denn zehn Gegner können nicht alle zur gleichen Zeit angreifen, sondern nur einer nach dem anderen.*

Warum es unmöglich sein soll, dass ein Gegner einen Krieger frontal mit dem Schwert angreift, ihm gleichzeitig ein anderer Gegner eine Lanze von hinten in die Rüstung bohrt und ein Dritter ihn gar noch mit Pfeilen spickt, bleibt das Geheimnis Deshimarus. Gänzlich in Geschichtsfälschung und sogar medizinische Scharlatanerie verfällt Deshimaru mit Aussagen wie folgenden:

*Judo war schon vor Christi Geburt in Japan bekannt und wurde sogar zu einer Wissenschaft, einer regelrechten Kunst: sich der Energie des Gegners zu bedienen und seine verwundbaren Punkte kennen.*

**Frage: Welche sind das?**

*Viele Punkte müssen geheim bleiben. Dies liegt in der Verantwortlichkeit eurer Budo-Meister und ist insbesondere abhängig vom Stand eurer inneren Entwicklung.*

**Frage: Welches sind die Punkte zur Wiederbelebung?**

*Die katsu? Da ist zunächst das kikai-Tanden, etwa sechs bis sieben Zentimeter unter dem Nabel und zwischen zwei Akupunkturpunkten gelegen: man nimmt die Haut mit der Hand und dreht kräftig. Das wirkt beim Koma und auch gegen Typhus und Cholera.*

Würde der einfache Tipp Deshimarus tatsächlich helfen, wäre er gefeierter Nobel-Preis-Träger in Medizin. Taisen Deshimaru-Roshi gelingt es, seinen Zuhörern und Lesern den geistigen Aspekt der Thematik DO interessant, plausibel und nachvollziehbar näher zu bringen und zu erläutern. Wenn es aber um die praktische Kampfkunst geht, wird der Zen-Meister schnell einmal zu einer unseriösen Plaudertasche.

## **Fünfter Teil: Die Schwierigkeiten der Europäer mit dem DO**

### **1. Beispiel: Albrecht Pflüger**

Schauen wir uns in unserer neuen Zeit bei den europäischen Kampfsportmeistern um und suchen den WEG, so werden wir in den meisten Budo-Berieben zwar mit wichtiger Miene, aber ansonsten mit Naivität und Unbeholfenheit konfrontiert. Es gibt nur wenige Schulen, in denen ein ernsthafter Anspruch zu erkennen ist, sich der DO-Thematik zu nähern. In diesen Schulen sind die Anfangsschwierigkeiten, wie sie beispielsweise aus dem Standardwerk „Karate-DO“ aus dem Jahr 1975 von Albrecht Pflüger noch heraustönen, allgemein auf ein solideres Wissensniveau gestellt. Pflüger, lange Jahre der tonangebende Zeitgenosse für die deutsche Karate-Landschaft, schrieb damals über den WEG:

*Das Sinnbild DO stammt ursprünglich aus der Lehre vom Tao und meint, dass das Wesentliche des Menschseins vom Kopf und vom Gehen ausgeht. Gehen, Bewegung der Beine, ist so entscheidend wie die Tätigkeit des Kopfes, das Denken. Es bedeutet, der Kopf soll sich konzentrieren auf das Gehen, dadurch wachsen dem Menschen Kräfte. So steht das Zeichen DO als höchstes Prinzip für tao. Durch dieses DO lebt und atmet alles ...*

Es ist schon bemerkenswert, mit welchen Sprechblasen und in welcher unverdauter Verworrenheit hier der Versuch gestartet wurde, sich der Bedeutung des DO zu nähern. Die Interpretation Pflügers muss in ihrer Schlichtheit nicht weiter kommentiert werden. Zugegebenermaßen handelt es sich dabei aber um die ersten literarischen Versuche der Annäherung praktizierender europäischer Kampfsportler an die fernöstliche Philosophie.

### **2. Beispiel: Werner Lind**

Als neueres Profil in der aktuelleren Lektüre-Branche „Der geistige Weg der Kampfkünste“ hat sich seit dem Ende des letzten Jahrhunderts der Karateka Werner Lind etabliert. Er bezieht sich – man könnte es fast erraten – auf den Begründer des Karate-Do Funakoshi Gichin, interpretiert ihn allerdings sehr eigenwillig. So ist eine Aussage folgender Art sicher nicht bei Funakoshi, und auch nicht bei Deshimaru, zu finden:

*Seit alters her wissen die Weisen, dass der Lebenssinn nicht lehrbar und in keiner anderen Lebenshaltung erkennbar, sondern immer nur im eigenen Kampf um die Überwindung der Triebe zu erfahren ist ...*

*Sinn gewinnt ein System nur durch den Weg, der im Dienst eines Höheren steht und die Tendenz, den niederen Trieben nachzugeben, bekämpft. Fehlt dieser Sinn, sind auch die Kampfkünste nichts weiter als eine geistlose Parodie mit hochgezüchteter Technik und intellektualisierter Philosophie, ohne menschlichen Wert und ohne Inhalt.*

Dagegen ist zu sagen, dass „Triebe“ natürliche Energiequellen menschlichen Daseins sind, die für den Erhalt der individuellen Existenz und die seiner Art nicht eliminierbar sind. Der sinnfälligste Trieb ist der Hunger, der uns dazu treibt, uns täglich um unsere Nahrung zu kümmern. Aus diesem energetischen Geschehen kann man nicht einfach aussteigen und es auch nicht „überwinden“. Triebe sind nicht in die Kategorien „gut“ oder „böse“ einzuordnen und auch nicht in „nieder“ und „hoch“ zu hierarchisieren.

Vielleicht hat Lind aber auch gar nichts gegen die Triebe im biologischen Sinn, sondern vielmehr etwas gegen die Sinnlosigkeit ihrer gesellschaftlichen Organisiertheit in der freien Marktwirtschaft:

*Auf derselben Sinnrechtfertigung basiert auch die Wertvorstellung einer Gesellschaft, die den kranken Menschen für die gesunde Wachstumssteigerung in Kauf nimmt und die Gewinnsucht per Gesetz zur Tugend verkehrt. Nur der denkfeindliche Mensch kann in dieser offensichtlichen Sinnlosigkeit einen Sinn entdecken. ...*

*Die bis zum äußersten perfektionierten Manipulationsmethoden von Politik und Wirtschaft, die im einen Interesse den Menschen Selbstsucht, Konsumrausch und Größenwahn einreden, verdunkeln den Abgrund, vor dem wir stehen.*

Dem anarchistischen, sinnlosen und sich in menschlichen Niederungen suhlenden Geschehen der freien Marktwirtschaft will Werner Lind den WEG, und damit Sinnhaftigkeit und Höheres gegenüberstellen:

*Durch die Übung der Kampfkünste haben junge Menschen die Chance, einem Ideal zu dienen und einen Sinn im Leben zu finden. ... Man muss sein Leben mit Sinn erfüllen und ihm Tiefe geben.*

In zen-buddhistischen Religionstiefen wird Werner Lind fündig: das Leben hat mit dem Tod zu tun:

*Die Budo-Psychologie zielt, nachdem mehrere Bewusstseinsstufen durchschritten wurden, letztlich auf ihre höchste Herausforderung ab: auf das Akzeptieren der Unvermeidlichkeit des eigenen Todes. ... Die Übung der Kampfkünste erfordert sowohl auf emotionaler als auch auf philosophischer Ebene die Auseinandersetzung mit dem Tod, um über sein Verständnis ein höheres Bewusstsein zu erreichen. Da die meisten Schüler jedoch eine tiefergreifende Psychologie ablehnen und sie durch theoretisches Philosophieren ersetzen, können sie der Kampfkunstübung kaum einen aufs Leben übertragbaren Wert abgewinnen. ... Zu einer Zeit, als das Beherrschen einer Kampfkunst für die Krieger notwendig war um zu überleben, lag jeder Übung die Auseinandersetzung mit dem Tod zugrunde. Sie zwang zur Realität und ließ in allen Situationen ein wirklichkeitsnahes Bewusstsein entstehen. Darin lag eine große Bedeutung. In unserer Zeit jedoch leben viele Menschen außerhalb der Wirklichkeit. Mit intellektueller Spitzfindigkeit konstruieren sie eigene Realitäten, die der Wirklichkeit nicht entsprechen.*

Wären die Zen-Buddhisten die Thematik von Leben und Tod in schlichter Bescheidenheit und ohne missionarischem Eifer als eine für sich selbst wesentliche Angelegenheit begreifen, schießt Lind über diese Plattform weit hinaus, indem er zum Angriff übergeht auf alle Menschen, die sich dieser Thematik nicht oder anders nähern. Deren Realitäten seien Ausgeburten intellektueller Spitzfindigkeit und wertlosen theoretischen Philosophierens – allein die Präsenz des Todes kann die wahrhaftige Wirklichkeit erkennen lassen. In Verzerrung der zen-buddhistischen Bevorzugung der Intuition vor dem Intellekt lässt sich Werner Lind gar zu wahren Hasstiraden gegenüber jeglicher geistigen Betätigung hinreißen, die zu einem anderen Ergebnis führt, als das von ihm propagierte:

*Die tiefsitzende Tendenz im Menschen, der unüberprüfbar Theorie zu vertrauen, ist nur durch einen persönlichen Kampf um Erkenntnis zu überwinden. Das Eigene zugunsten substanzloser Wahrheiten aufzugeben ist eine jener menschlichen Schwächen, die Bildung und Individualität verhindern.*

Ist es die Überzeugung, im Besitz der einzig gültigen, absoluten Wahrheit zu sein, durch die für Lind alle anderen Theorien „unüberprüfbar“ und alle anderen Wahrheiten „substanzlos“

werden? Den Anfeindungen der „spitzfindig intellektualisierenden“ Umwelt setzt Lind sein Bollwerk der „rechten Haltung“ gegenüber:

*Die rechte Haltung im Budo ist etwas anderes als das begründbar Richtige. Sie ist fest in einem intuitivem Wissen um den Sinn der Welt verankert. ...*

*Die rechte Haltung mahnt uns, zur geistigen Unabhängigkeit zu streben, indem wir fremde Wahrheitsschablonen zurückweisen und der Richtigkeit der in uns liegenden Wahrheit vertrauen lernen.*

Seine unwirsche Ablehnung der Unzulänglichkeiten des menschlichen Verstandes bringt Lind letztlich dazu, sich angesichts der Reinheit des DO-Lichts zum Glauben zu bekennen:

*Die Suche nach höherem Verstehen durch Selbstverwirklichung in der Haltung ist dasselbe wie das Streben nach Frömmigkeit – eine Tugend, deren Bedeutung das rationale Denken nicht versteht. ...*

*In den Kampfkünsten werden Wege gegangen, die mit dem Intellekt nicht zu verstehen sind und sich, ähnlich wie in den Religionen, nur dem Glauben erschließen.*

Für Lind gibt es vor allem das „Höhere“ und das „Niedere“. Neue Schüler gehören zum Letzteren. Da die Weisungen des Meisters aus einer anderen Wirklichkeit kommen, zu der der Verstand keinen Zugang findet, erwartet er von seinen Schülern insbesondere Eines: Gehorsam, Demut und Unterwerfung:

*Shu ist die Stufe des Anfängers. Um jemals über sie hinausgehen zu können, muss der Übende eine Haltung des Gehorsams gegenüber allem Überlieferten entwickeln, damit er es richtig lernen kann. Als Anfänger darf er nichts in Frage stellen und nichts verändern. Wenn er Geduld, Bescheidenheit und Vertrauen besitzt, wird sich im Laufe der folgenden Jahre das richtige Verständnis einstellen. ...*

*Der weiße Karategi ist ein Symbol für die Reinheit des Anfängergeistes: er ist rein, einfach und leer. Er soll die Schüler daran erinnern, sich immer wieder neu zu bekennen. ... Keinem Niederen ist es gestattet, die persönliche Meinung über die Unterwerfung unter das Ideal zu stellen.*

Wo Deshimaru sich dafür stark macht, die Schalen des ICHs in all ihrer Komplexität aufzulösen, um das reine, wahre Menschsein darunter zum Vorschein zu bringen, geht es Lind vornehmlich um die Vernichtung jeglichen Kritikwillens:

*Der Schüler übt sich ständig in der rechten Haltung, indem er Hindernisse, die aus dem Ich kommen (die ewige Besserwisserei) entschieden bekämpft.*

Was wir von Werner Lind über die geistigen Aspekte der Kampfkunst erfahren, beschränkt sich weitgehend auf seinen Imperativ zur Demut und Unterwerfung und auf das ständige Ringen um eine schwer definierbare „rechte Haltung“. „DO“, der WEG, scheint ähnlich einer Religion mit Worten nicht fassbar zu sein. Um so interessanter wird die Funktion des Lehrers, die Werner Lind folgendermaßen umschreibt:

*Ein wahrer Meister lehrt nicht durch die Form, sondern durch das, was er ist. Er überzeugt nicht durch das, was er sagt, sondern dadurch, dass er es ist, der es sagt. Seine Anwesenheit als solche ist die Lehre und nicht seine Argumente.*

Vielleicht ist es Werner Lind selbst nicht ganz klar, welches Bild er hier von sich zeichnet. Mit Formulierungen, die Tiefgründigkeit suggerieren sollen („Seine Anwesenheit als solche ist die Lehre“), präsentiert er sich bescheiden in unanfechtbar-absoluter Erhabenheit, in Gottgleichheit von eigenen Gnaden. Um sich herum versammelt er die ehrfürchtig zu ihm aufblickenden Jünger, die bei ihren Versuchen, ihren WEG zum eigenen wahren Selbst zu finden, immer wieder an den unklaren Vorstellungen ihres Herrn und Gebieters scheitern werden. Den kann das allerdings wenig berühren, da er sich selbst durch eine völlig absurde Interpretation der buddhistischen „Erleuchtung“ (Satori) in der unendlichen „Alleinheit“ eingerichtet hat:

*Der Begriff „Transzendenz“ leitet sich von dem lateinischen transcendere – „übersteigen“ – ab und meint das Übersteigen der Wirklichkeitsillusion, das heißt das Transzendieren der physikalischen Wirklichkeit in die Dimensionen der kosmischen Realität. In den Wegkünsten wird dafür der Begriff Satori gebraucht. Satori bezeichnet einen Akt des Überschreitens der weltlichen Endlichkeit, hinein in den tragenden Seinsgrund der Alleinheit.*

Physikalische Wirklichkeit ist zum Beispiel das Gesetz der Schwerkraft. Dieses Gesetz wirkt auf allen Himmelskörpern. Physikalische Gesetze transzendieren sich nicht durch das Satori-Erlebnis zur kosmischen Realität, sie sind von selbst kosmische Realität. Warum man mit dem Erlebnis „Satori“ in die Unendlichkeit eintaucht und dort ausgerechnet auf das bedeutungsschwangere, aber eigentlich nur haltlos vor sich hinbaumelnde Wörterkonstrukt „tragender Seinsgrund der Alleinheit“ trifft, bleibt eines der Mysterien des Meisters.

Was hier als DO konstruiert wird, ähnelt in Grundzügen einer religiösen Sekte samt Führer und dubiosen Machenschaften. Höhnisch werden den sinnsuchenden Interessenten in völliger Verdrehung der realen Gegebenheiten Attraktionen vorgegaukelt, zu deren Erlangung sie ein recht offenherzig vorgetragenes Angebot gemacht bekommen, die Gehirnwäsche:

*Ein echter Meister führt den Schüler zu dessen eigener Individualität, seiner einmaligen, unnachahmlichen Persönlichkeit. ... Der wahre Meister bringt den Inneren Meister im Schüler ans Licht. Der Scharlatan tötet diesen und ersetzt ihn durch eine fiktive Individualität, zumeist durch seine eigene. Doch der Weg zum Eigenen ist nicht ohne Hindernisse. Oft muss der Meister das gewohnte Denkschema des Schülers zerstören, um der unter den Zwängen begrabenen Individualität Freiraum zum Wachsen zu schaffen.*

Das Geheimnis, wer der wirkliche Scharlatan ist, dürfte inzwischen ausreichend gelüftet sein. Es gibt aber auch Bewundernswertes an Werner Lind. Dazu gehört ohne Zweifel seine stets ungebrochen und ungetrübt vorgetragene einzigartige Selbstgefälligkeit. Wie befreiend und tolerant klingt dem DO-Schüler in Gegenüberstellung zu Linds autoritärem Absolutheitsanspruch der Einwurf Deshimarus:

*Im übrigen hat jeder seinen eigenen Pfad, und jeder hat seinen Kosmos.*

Als Resümee kann man nur der Hoffnung Ausdruck verleihen, dass die Schritte des Werner Lind einsam durch die Gasse hallen, die er DO nennt.

### **Fazit**

Die friedliche Klosteratmosphäre und die meditative Konzentration des Mönches auf seinem religiösen Weg haben in der Verbindung mit blutriefendem Kriegshandwerk und Schlachtengeschrei etwas Faszinierendes, Gruselig-Schönes – jedenfalls von außen

betrachtet.. Tiefe Menschlichkeit paart sich hier mit bodenloser Unmenschlichkeit, beschauliche Stille füllt sich mit Schmerzensschreien, religiöser Ethos wälzt sich in Menschenblut, das kontemplative Leben trifft auf den Tod in all seiner Grausamkeit.

Der Versuch, den DO in Form des BuDo in die moderne Zeit zu transferieren, war dem starken Eindruck geschuldet, den die Einzigartigkeit der engen Verwobenheit extremster existentieller Gegensätze hervorrief. Aber die moderne Zeit brachte eine Welt hervor, in der DO, der WEG, in seiner alten asiatischen Spielart keinen Platz mehr findet. Leben, Krieg, Religion und Tod gehen nicht mehr Hand in Hand durch den menschlichen Alltag. Die Organisiertheit des Lebens und das allgemeine Lebensgefühl veränderten sich auf dem ganzen Globus, der direkte zwischenmenschliche Kampf ist aus jeder Kriegsstrategie gestrichen, die Religion verlor in vielen Weltregionen die Absolutheit ihrer Zugkraft für die menschliche Existenz, und der Tod kommt heute meist erst dann zu seinem Recht, wenn das Alter vom Abschied kündigt. DO, der WEG, so wie er sich in Asien profilierte, verlor seine traditionellen Grundlagen und ist für die moderne Zeit verloren. Die verschiedenen literarischen Versuche selbsternannter DO-Meister und religiöser Lehrer der heutigen Zeit zeugen von den Schwierigkeiten, das asiatische Original neu zu formulieren, ohne kolossalen Unsinn hervorzubringen.

Jeder, der in einem westlichen Budo-Betrieb schon einmal trainierte, kennt sie: die asiatisch anmutende Etikette, den strengen Meister, die ständigen Verbeugungen und die allesamt unklaren Hinweise auf DO, den WEG. Hierbei erscheint jedoch nicht der Glanz vergangener Größe. Zu sehen sind nur die schaurigen Schatten eines von der Moderne angestrahlten Ruinenhaufens.